

Juli 7/2012

Aus dem Inhalt

Georg Lauscher
Mündlich mehr 193

Christiane Bongartz
Liturgie in Zeiten des Wandels 195

Martin Lätzel
Reformieren werden die Tataren oder die Mönche 201

Willi Oberheiden
„Ich gehe nachts nie über eine Brücke.“ 206

Petra Brenig-Klein
Das Bleibende ist der Wandel 214

Nikolaus Timpe
Das Geheimnis des Gottesnamens 218

Literaturdienst: 221

Liborius Olaf Lumma: Chrashkurs Liturgie
Franz Gmainer-Pranzl (Hrsg.): Alleine leben – mit
anderen sein

Michael Lukas: Josef Homeyer (1929–2010)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Pfarrer Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr. 10, 52064 Aachen | Dr. Christiane Bongartz, Vaalser Straße 1, 52064 Aachen | Dr. Martin Lätzel, Am Hang 35, 24113 Schulensee | Willi Oberheiden, Drosselweg 3, 53359 Rheinbach | Petra Brenig-Klein, Stresemannstr. 31, 53757 Sankt Augustin | Pfr. i.R. Dr. Nikolaus Timpe, Brunnenstr. 4a, 04509 Zwochau

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Georg Lauscher

Mündlich mehr

„Alles Geschriebene stimmt nicht.“ Ich war erschrocken, als ich diesen Ausspruch des Dichters Thomas Bernhard – als etwas Geschriebenes! – las. Ungeschrieben hätte mich dieser gedankliche Rippenstoß vermutlich nie erreicht: dass alles Geschriebene nicht stimmt ...

Unser Glaube basiert auf geschriebenem Wort: die Hl. Schrift, die theologische und geistliche Tradition, die Liturgie. Das alles soll nicht stimmen?

In einem Interview mit Martin Walser lese ich: „Das Wichtigste für mich ist, dass du die Glaubensbewegung an keiner Stelle anhalten darfst, um zu sagen: Das ist es.“ Das bringt mich auf eine Spur: Ja, unser Glaube, Liturgie und Tradition ist etwas ganz und gar Lebendiges! Sie anhalten würde ihnen das Leben nehmen. Sie feststellen an einem bestimmten Punkt würde sie zum Gegenstand einfrieren und töten. Sagt Jesus nicht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“? Also: Ich bin keine fest-stell-bare und fest-geschriebene Wahrheit, sondern eine lebendige, bewegende Wahrheit! Ganz in diesem Sinne hat dann Paulus der römischen Gemeinde geschrieben(!): „Wir dienen in der neuen Wirklichkeit des Geistes, nicht mehr in der alten des Buchstabens“ (Röm 7,6).

Die Heilige Schrift ist dem Lebendigen, gesprochenen Wort erwachsen. Es ist Wort – nicht Text! – des lebendigen Gottes. So bekennen wir jedenfalls nach dem Hören der Schriftlesung in der Liturgie. Die Heilige Schrift ist an ihrer Quelle gehörtes, gesprochenes Wort. Das geschriebene Wort entspringt mündlicher Überlieferung. Diese wurde über Jahre, Jahrzehnte, sogar Jahr-

hunderte von unterschiedlichen Kontexten, unterschiedlichen Biographien und Charismen geprägt. Unterschiedliche mündliche Traditionen lassen sich erahnen hinter dem geschriebenen Wort. Diese Pluralität spiegelt sich wieder in der Pluralität der Zugänge zum Geheimnis Gottes, die uns in den Schriften begegnen. Allein im Neuen Testament die spannungsreiche Vielfalt der vier Evangelien! Eine Evangelien-Harmonie, ein vereinheitlichtes Evangelium hat die Kirche schon in früher Zeit abgelehnt. Nicht weniger plural und spannungsreich die neutestamentliche Briefliteratur: die Paulus-, Petrus-, Johannes- und Jakobusbriefe sowie der Judasbrief. Bei ganz zentralen Aussagen – wie den Einsetzungsworten – beruft sich Paulus auf eine lebendige, mündliche Tradition. Seine wunderbaren Christus-Hymnen entstammen zumindest in ihrem Kern lebendiger, mündlicher Tradition.

Fehlte uns allerdings das geschriebene Wort, so wäre noch viel mehr vom kostbaren Schatz unserer 3000jährigen Tradition verlorengegangen. Weder Abraham noch Mose, weder Maria noch Jesus Christus haben etwas aufschreiben oder festschreiben wollen. Von Jesus ist nur überliefert, dass er – wie in einer prophetischen Zeichenhandlung – einst in den Sand schrieb. Doch was wüssten wir heute von Ihm, wenn nicht andere den Fluss vielfältiger mündlicher Traditionen (teilweise) ins geschriebene Wort eingefangen hätten?

Was wüssten wir von den mystischen Erkenntnissen und Erfahrungen der Heiligen, der Wüstenväter, eines Benedikt, Augustinus, Bernhard, Ignatius, einer Hildegard, Katharina, Teresa oder Edith Stein, wenn sie – oder andere über sie – nichts geschrieben hätten? Wie kostbar ist das geschriebene Wort, allem voran die Heilige Schrift!

Und zugleich möchte ich uns kritisch anfragen: Haben wir in der Kirche nicht zunehmend das lebendige, freie, mündliche Wort vernachlässigt? Es macht traurig und lässt die Menschen kalt, wenn die Hl. Messe nur noch gelesen, abgelesen wird und die

Möglichkeiten lebendiger, mündlicher Glaubenstradition in Hinführung und Predigt ersetzt werden durch das Ablesen von Texten. Mögen sie noch so gekonnt formuliert und modern sein – ein freies, mündliches Wort des Glaubens wiegt unendlich viel mehr. „Wir dienen in der neuen Wirklichkeit des Geistes!“ Wirklich?

Unser Wort Tradition geht auf das lateinische „tradere“ zurück: „übergeben, überliefern“. Darin steckt das lateinische „dare“: „geben, schenken“. Da geht es also um ein personales Ereignis, ein Beziehungsgeschehen. Das ist anspruchsvoller als ein gegenständliches Weiterreichen. Lebendige Tradition ist also etwas Geschenktes und zu Schenkendes, etwas Mitgeteiltes und Mitzuteilendes. Leben entzündet sich an Leben. Glauben entzündet sich an Glauben. In einer Tradition stehen ist: in einer lebendigen, wechselseitigen Bezogenheit stehen. Tradition ist keine Archivierung. Unsere Tradition ist der Weg einer lebendigen Wahrheit.

Ich möchte uns anstoßen, bei aller Treue zum lebendigen Wort Gottes nicht an Texten kleben zu bleiben. Menschen hungern nach dem lebendigen, persönlichen, verlässlichen Wort. Trauen wir uns, unsern Glauben mehr mündlich zu tradieren!

Trauen wir uns, lebendig, persönlich und heuteig von unserm Glauben zu sprechen!

Unser Glaube ist keine Buch-Religion. In seiner Mitte steht kein Buch mit Buchstaben, sondern eine Person. Christus – Fleisch gewordenes Wort, eine Person in Beziehungen, menschlich-göttlichen Beziehungen.

Und wir – hineingenommen in diese Beziehungen.

Nicht fest-stell-bar, nicht fest-schreib-bar.
Der Geist weht!
Mündlich mehr.

Liebe Leserinnen und Leser,

gleich der Einstiegsbeitrag des Juli-Heftes erweckt Aufmerksamkeit, da er quer denkt. **Dr. Christine Bongartz** aus dem Fachbereich Liturgie und Spiritualität im GV Aachen zieht einmal nicht die rosarote Optimismusbrille an, sondern wählt die Perspektive, dass Kirche sich bei uns derzeit eher in einer Dynamik des Niedergangs befindet. Anhand dreier fiktiver, aber sehr realistischer Zeitgenoss(inn)en beleuchtet sie, wie Gottesdienst und Gesellschaft, wie sie zzt. nun einmal ist, zusammenfinden können.

Dr. Martin Lätzel, der lange im pastoralen Dienst des Erzbistums Hamburg gearbeitet hat und heute Verbandsdirektor des Landesverbandes der Volkshochschulen Schleswig-Holsteins ist, reflektiert den 2. Kongress zur Strategie in Kirche und Gesellschaft, der im Dezember 2011 in Bensberg stattgefunden hat. Sein Thema: Innovation. Bei solchen Schlagworten kommt es immer auf die Füllung an. Genau da beginnt die Diskussion, erst recht, wenn sie auf Kirche und deren Einrichtungen bezogen wird. „Tataren“ und „Mönche“ stehen dabei für zwei unterschiedliche Ansätze.

Der in der Euskirchener Gefängnis- und Gemeindegeseelsorge arbeitende Pastoralreferent wie auch frei praktizierende systemische Therapeut **Willi Oberheiden** denkt über den Zusammenhang von grundsätzlicher Systemeingebundenheit und Seelsorge nach, letztlich über die Grundsatzfrage nach dem Zusammenhang von Theologie und Leben.

Als Mitglied der Gemeinschaftsleitung stellt **Petra Brenig-Klein** das vor 60 Jahren als Säkularinstitut approbierte Katharinen-Werk in seiner Herkunft und Spiritualität vor.

Mir scheint, eine Umfrage unter Katholiken, worauf sich die Vaterunser-Bitte „Geheiligt werde dein Name“ beziehe, würde zu äußerst überraschenden Antworten führen. Die Anweisung der Gottesdienstkongregation, auf die Nennung des Namens JHWHs in der Liturgie ganz zu verzichten, wird in dieser Hinsicht eher noch stärker verunsichern. Wo wird der Katholik daran erinnert oder könnte daran erinnert werden, dass Gott sich mit Namen vorgestellt hat? Dieser Problematik stellt sich **Pfr. i.R. Dr. Nikolaus Timpe** aus Zwochau.

Viel Nachdenkliches für einen Monat, in den ja auch die ersten Urlaube fallen. In diesem Sinne eine gute (Lese-)Zeit

ihr



Gunther Fleischer

Christiane Bongartz

Liturgie in Zeiten des Wandels

Der Titel

Wahrscheinlich sind die Zeiten immer anders als die Zeiten vorher, wahrscheinlich ist Wandel ein immerwährendes Phänomen, das es zu beobachten und zu genießen gilt.

Wandel ist vielleicht aber auch das falsche Wort, doch die Zeiten sind so, dass Sprache an Genauigkeit und Treffsicherheit verliert, wenn die Phänomene unübersichtlich werden, schlecht deutbar, und neue Deutungskategorien noch fehlen.

Die Zeiten wandeln sich, verändern sich rasant - und die Liturgie? Hier reichen die Antworten von „bleibt starr“ über „haltet euch an die Bücher“ bis zu „muss irgendwie ganz neu werden“. Alle diese Positionen scheinen mir jedoch zu kurz gesprungen, weil wir weit vorher ansetzen sollten.

Beim Wandel der Zeiten: Die Welt ist komplex, die Lebensfragen unbeantwortbar, die Wahlmöglichkeiten hier in Deutschland für viele unfassbar groß, ebenso groß die Sicherheit und gleichzeitige Unsicherheit der Lebensentwürfe, der beruflichen Situation, der Frage nach Heimat und eigenen Orten, der Frage danach, wie man sich ökologisch sinnvoll verhält, welche Hoffnungen man seinen Kindern mitgibt, welche hohen Erwartungen man an die einzelnen Tage des eigenen Lebens hat.

Die Perspektive

Ich spreche aus Sicht einer Theologin, die liturgiewissenschaftlich gearbeitet hat, die jetzt in einem kleinen Bistum am Rande der

Republik für inhaltliche Grundfragen die Liturgie betreffend zuständig ist. Ich spreche aus Sicht einer Frau, deren Sichtweise traditionell in der Kirche nicht viel zählt. Ich spreche aus Sicht einer unter Vierzig-Jährigen, die sich jeden Tag sehr jung vor kommt, da sie fast ausschließlich mit hauptamtlichen Männern der Generation 55+ zu tun hat oder aber mit ehrenamtlichen Damen 60++. Ich spreche aus Sicht einer Frau, die im Freundes- und Familienkreis unterschiedlichste Nähe- oder Distanzformen zur Kirche kennt, unterschiedlichste Lebensentwürfe, Hoffnungen. Aus Sicht einer Mutter von drei Kindern, zwei davon in jugendlichem Alter, kritisch und voller Lebensfragen. Und ich spreche aus der Beobachtung heraus, wie sich „Liturgie“ derzeit in unserem Bistum darstellt, gelebt und organisiert wird.

Diese Beobachtung geschieht nicht leidenschaftslos; ich glaube dass Gottesdienste notwendig, schön und berührend, bewegend und bildend, gemeinschaftsbildend und seelenbildend sein können. Aber ich bin kritisch, wie dies heutzutage gelingen kann.

Im kirchlichen Kontext hat sich durch die sogenannte Missbrauchskrise viel verändert. Das Image der Kirche ist noch schlechter geworden. Wir haben mit einem massiven Vertrauensverlust zu kämpfen. Die Kirche wird nicht mehr ernst genommen, dient oft als Witzfigur im öffentlichen Leben. Außerdem haben wir viel zu wenige Priester, aber ein Organisationsmodell, das auf Priestern basiert. Wie geht Sakramentspendung ohne Priester? Was passiert mit der Eucharistie? Wie geht das, was wir unter Gemeinde verstehen, von Ehrenamtlichen organisiert?

In diesen Gedankengang lade ich Sie nun ein, wenn Sie mögen. Denken Sie für die nächsten Leseminuten mit in dem, was ich anzumerken habe, auch wenn ich sicher bin, dass es nicht vollständig und auch möglicherweise zu radikal gedacht ist.

Die Beobachtung:

Pfarrgemeinden müssen zusammenarbeiten, neue Strukturen werden geschaffen, aufgrund des Priestermangels muss neu gedacht werden. Was wird als Erstes erstellt? Ein Gottesdienstplan, in dem fünf oder mehr, manchmal siebzehn Gemeinden vereinbaren, wann sie wie und wo Liturgie feiern. Wo sind wie oft Eucharistiefeiern möglich, wo gibt es Wort-Gottes-Feiern, wer leitet diese, wer bereitet sie vor, wo kann den Leuten zugemutet werden, eine andere Kirche aufzusuchen, wo gibt eine Gemeinde sich möglicherweise selbst auf, wenn sie aufhört, in ihrer Kirche sich wöchentlich zu einem Gottesdienst zu versammeln?'

Oft entsteht dabei ein Unbehagen der Beteiligten. Sie wissen nicht, wie man das am besten macht. Wie gerecht, pastoral sinnvoll und klug sowie theologisch stimmig eine solche Sache angegangen werden kann. Mir scheint, dieses Unbehagen durchaus berechtigt zu sein. Niemand weiß das, und alle wissen doch um die Gründe, die das unguete Gefühl hervorrufen. Und diese liegen tief, wie der Artikel hoffentlich aufweisen wird.

Die zweite Beobachtung: In diesem schwierigen Unterfangen reiben sich die Beteiligten oft auf. Es handelt sich hierbei um Hauptamtliche und um Gemeindemitglieder, die sich wiederum aufteilen in die, die Verantwortung übernehmen und sich das auch zutrauen, und die, die „nur als Teilnehmende“ kommen, wenn Gottesdienst ist. Die größte Gruppe fehlt hierbei noch, und das sind diejenigen, die nicht oder nur sehr selten Kirche nutzen, vielleicht an Weihnachten, vielleicht zur Taufe, und zum Begräbnis.

Die dritte Beobachtung: Es gibt noch mehr, nämlich die „Gesellschaft“. Dieser ist egal, was mit der Liturgie ist. Der Palliativmediziner fände zwar gut, wenn auch mal ein Pfarrer erreichbar wäre, aber das Bestattungsunternehmen kommt längst ohne Kirche gut aus, wenn sie gute Trauerredner haben, und die Bürgermeisterin zählt vielleicht noch auf die Kirche, wenn ein Unglück

passiert und Sprachlosigkeit schwer auszuhalten ist.

Geben wir diesen drei Beobachtungen Namen: Aus der ersten Gruppe benenne ich Gerda. Pfarrgemeinderatsmitglied, kirchlich engagiert, öffentliches Auftreten nicht gewöhnt, aber in gefühlter Verantwortung für ihre Gemeinde beginnt sie, Wortgottesfeiern am Sonntag zu leiten, obwohl sie wirklich genug anderes zu tun hat, mit drei Kindern, einer großen Familie, einem Beruf.

Bei der zweiten Beobachtung denke ich an Andreas. Er ist zwar „kirchlich sozialisiert“ aufgewachsen, findet jedoch keinen Sinn mehr darin und nutzt die Kirche nur noch ab und zu, z.B. bei der Taufe seines Kindes.

Die dritte Person, die uns durch die Gedanken begleitet, ist nun Jochen. Er ist Volkswirtschaftler, arbeitet bei einer großen Bank im Investmentbereich und weiß wirklich nicht, wozu man sich zur Liturgie versammeln sollte.

Es folgen nun drei sozialwissenschaftlich belegbare und vieldiskutierte Paradigmen unserer Zeit, mit denen wir wie mit einem dreiflügeligen Pflug den Bearbeitungshorizont wenden und lockern können.

1. Wir befinden uns innerkirchlich in einer Dynamik des Niedergangs, nicht des Aufbruchs

Auch wenn immer mal wieder Aufbrüche besungen werden, so ist insgesamt die Dynamik in Richtung Niedergang nicht zu übersehen. Es ist wohl kaum nötig, das zu belegen, auch wenn ich schon die Stimmen derer im Ohr habe, die dies einfach nicht wahrhaben wollen und auf die absolute Kehrtwende hoffen. Ich finde wichtig, diese Dynamik ins Wort zu bringen, und zwar überall dort, wo sich Menschen wie Gerda treffen.

Die bereits 1998 vom Religionssoziologen Michael Ebertz festgestellte „Erosion der Gnadenanstalt“ wurde von ihm mit den Attributen Entkonfessionalisierung, Entkirchlichung und Deinstitutionalisierung belegt. Seiner Ansicht nach ist auch die katholische Kirche nur noch begreifbar als

ein Mix „divergenter, locker verkoppelter Sozialformen, repräsentiert von konkurrierenden Interesse- und Statusgruppen mit wechselnden Koalitionen.“²

Was löst diese Dynamik bei unseren drei Leuten aus? Gerda hat Angst. Liebgewordenes, zum Leben zentral Dazugehöriges, so unersetzbar Kostbares wie die Botschaft Jesu darf nicht untergehen. Andreas findet es schade, Jochen ist es egal.

In dieser Dynamik des Abbruchs, des Schrumpfens, des Krankseins, der Überalterung, - wie kann hier Liturgie gelingen? Wie können Gottesdienste gefeiert werden als Quelle und Höhepunkt kirchlichen Lebens, als Versammlungsräume der Christen, als Vergewärtigungsorte der Botschaft Jesu, ja der eigentlich kaum fassbaren Selbsthingabe Jesu, als Veranstaltungen, bei denen man gemeinsam Gesten, Symbole und Handlungen begeht, die Wirklichkeit deuten und erschließen können, die entlastend sein können, sowohl für Gerda als auch für Andreas und Jochen?

2. *Wollen wir Volkskirche oder wollen wir Entschieden-Kirche sein?*

Die Debatte tobt lautlos in den Köpfen kirchlicher Entscheidungsträger. Sie muss benannt werden, um deutlich zu machen, wes Geistes Kind die Entscheidungen oder auch Versäumnisse sind.

Wollen wir eine Kirche sein, die ganz auf kleine lokale Initiativen setzt, in denen sich vor allem die nahezu hundertprozentigen Mitglieder versammeln und ihr Christsein realisieren? Wollen wir Intensivgruppen von denjenigen, die sich gerne mit ihresgleichen treffen und am Maßstab des Evangeliums messen lassen?

Oder wollen wir nicht doch die Volkskirche noch nicht aufgeben, in der einfach viele in sehr unterschiedlicher Weise Mitglied sind, und wenn sie „nur“ die Kirchensteuer zahlen und dafür eine ordentliche Beerdigung erwarten sowie eine humane Ausrichtung caritativer Einrichtungen?

Wenn wir weiterhin diese Pluralität von Kirche im Auge haben, auch und eben in dem Sinne, dass die Welt Gottes Schöpfung ist und von seiner Liebe umfassen, dann darf es keinen Auszug aus der Welt, keinen Rückzug in kleine Sondergruppen geben. Dann muss die Volkskirche weiter gedacht werden in dem Sinne, dass ihr viele angehören, und dass das eben genau die Konsequenz hat, dass man sich von Seiten der Kirche auf viele einzustellen hat, auf alle, genauer gesagt.

Entsprechend der Studie von Jan Löffeld³ ist es notwendig, von allen Leuten her zu denken und daher, was sie einbringen. Was bringt Andreas ein, was Jochen? Welche Herausforderung stellen sie dar für eine Botschaft, die in unserer Zeit völlig neu inkulturiert werden müsste, soll sie noch Faszination haben? Die sogenannten Distanzierten dürfen nicht als Objekt, sondern müssen als Subjekte in diesem Gefüge betrachtet werden. Löffeld fordert eine biographisch angelehnte, projekthaft-situative und, man höre, meist rituelle Praxis, die er als postmoderne Volkskirchlichkeit beschreibt. Er fordert die Fremdprophetie des Christentums außerhalb der Gemeindekirche und wünscht sich eine Verschränkung von Volkskirche und Gemeindekirche.⁴

Was bedeutet dies für Liturgie, für Gottesdienstformen und -angebote, wenn sowohl alte als auch neue Gemeindeformen ausschließende, ja exklusive Tendenzen mit sich bringen? Wenn der Stuhlkreis in der Citykirche die Möglichkeit ausschließt, von der letzten Reihe aus genau so lange teilzunehmen, wie man will, und in genau der Distanz, die man für sich als richtig definiert? Wenn die Teilnahme an der Eucharistie nur für Insider möglich ist? Wenn Gastfreundschaft nicht mehr spürbar wird?

Wie können wir uns Rituale und Feierformen vorstellen, die auch Andreas und vielleicht sogar Jochen interessieren oder sogar überzeugen könnten?

3. *Ist unsere Liturgie weiterhin theologisch legitimierbar, das heißt vernünftig nachvollziehbar oder sind wir auf dem Weg in eine magische Spiritualisierung?*

Wenn der Soziologe Jenkins die Wiederkehr der Religion in Europa prognostiziert⁵, wenn er weltweite evangelikale Bewegungen beschreibt und wir auch hier bei uns spüren: es gibt eine Sehnsucht nach Transzendenz, nach Spiritualität, nach etwas, das unser Leben übersteigt und ihm möglicherweise sogar einen Sinn gibt, dann bleibt die Frage, wie dieses Bedürfnis zum einen bedient werden kann (denn wir wollen ja der Sehnsucht der Menschen entgegenkommen), zum anderen aber eben auch der Stachel, ob eine solche Ausrichtung des Christentums nun überhaupt mit einem durch die Aufklärung gegangenen, rationalen wissenschaftlichen Denken korrespondieren kann. Sind wir nicht als Inkarnationsreligion dem Denken verpflichtet, dass Gott den Kontakt ergriffen hat, nicht wir? Dass wir nicht rituell uns erheben müssen, um Gott zu erfahren?

Wir brauchen Kriterien der Unterscheidung, wollen wir nicht mit einem esoterischen Buchladen oder einem Yogakurs verwechselt werden. Die Reise zu sich selbst ist nicht christlich. Heilung, Verzauberung, Orientierung, „Suche nach Ganzheit“, „Kultur der Angst“, „Es muss doch mehr als alles geben“, das Problem der Vertröstung – diese Stichworte führen die Menschen zu spirituellen Gruppen und Ideen, aber: „Spiritualität ist im Kontext totalitarismusverdächtiger ökonomischer Machtstrukturen kritisch zu betrachten.“⁶ Regina Pollak plädiert für eine Unterscheidung der Geister.

Doch diese könnte schnell zu einer innerkirchlichen Zerreiβprobe werden, wenn wir sehen, wie angesagt evangelikale Richtungen derzeit sind.

In dem Kontext ist wohl auch die Versuchung zu verorten, auf jeden Fall an fest ritualisierten Formen und liturgischen Ritualbüchern festzuhalten, um keinesfalls weder Fundamentalismen noch Evangelikalismen Vorschub zu leisten. (In Klammern: Wenn das so einfach wäre, wäre es ja gut.

Doch die Erstellung geeigneter liturgischer Bücher ist selbst ja vielen Fragen ausgesetzt, wie der äußerster Pluralität standhaltender Anwendbarkeit, wie der Frage nach der Sprache und Kontinuität innerhalb der diskontinuierlich verlaufenden Weltgeschichte).

Wie kann eine dem Stand der aufgeklärten theologischen Wissenschaft entsprechende Liturgie aussehen, die der spirituellen Sehnsucht der Menschen entgegenkommt und eben doch das christliche Spezifikum, die eben nicht unmittelbare Erfahrbarkeit Gottes, sondern die Wahrheit Jesu Christi, nicht verrät?

Conclusio

Der Boden ist gelockert, nun könnte gesät werden.

Wenn wir versuchen, die Welt anzusehen, wie sie ist. Mit allem. Mit allen offenen Fragen, mit Entscheidungsschwierigkeiten, mit Komplexität in Handlungsfragen, mit neuen Beziehungs- und Familienbildern, mit Lebenslinien, die krumm verlaufen, mit Krankheit und Tod, mit Armut und Arbeitslosigkeit, mit Menschen, die nicht mehr die Kraft haben, ihr Leben allein zu meistern. Aber eben auch mit Patchworksituationen, die glücklich machen, mit Lebensentwürfen voller Freiheit, mit hoffnungsvollen politischen Entwicklungen, mit Umbrüchen, die versteinerte Situationen aufbrechen.

Und uns bewusst machen, dass die Welt ein Ort ist, an dem Gott wohnt und wohnen will. Er ist auch in der Welt, genau wie in der Kirche, anzutreffen und den Menschen nah.

Dann scheint mir, dass wir zur Neuausrichtung der Liturgie heute ein radikal neues Weltverhältnis brauchen.

(So neu ist das gar nicht, beim letzten Konzil war es gängiger als heute, deshalb ist zu erinnern: Die menschliche Geschichte selbst ist ein sakramentaler Ort. Gott ist beständig gegenwärtig in der Welt.)

Wie wird dies spürbar? Wie kann dies erlebbar werden? Wie kann Liturgie ein Ort dafür

sein, wenn sie nicht mehr anschlussfähig ist, wenn sie eine fremde Sprache spricht, wenn sie abgekoppelt von der Erfahrungswelt der Menschen inszeniert wird?

Wenn wir all dies sehen, scheint mir der Ansatz eindeutig: Wir brauchen eine neue Liturgie, die sich dem Nächsten zuwendet.. Eine Liturgie, die im Alltag als soziale Praxis verortet ist. Ein Ineinandergreifen von sozialem Handeln und Gebet. Im Bewusstsein, dass alles barmherzige Tun letztlich im Geist Gottes passiert und als Weitergabe seiner Liebe zu verstehen ist, können wir dann im Hochgebet neu beten: „Vollende dein Volk in der Liebe“.

„Golgotha ist keine kirchliche Liturgie, sondern ein Stück menschlichen Lebens, von Christus als Kult verwirklicht, Darin liegt unsere Erlösung. Wir sind nicht durch einen spezifisch kultischen, liturgischen Dienst erlöst worden, sondern durch eine geschichtlich und weltlich gelagerte menschliche Lebenstat Jesu.“⁷

Die alten Werke der Barmherzigkeit können hier helfen, konkreter zu werden mit dem, was es heißen kann, die Nähe Gottes in der Welt spürbar zu machen: die Unwissenden lehren (in aller Demut), die Zweifelnden beraten (im echten Sinne „beraten“, den eigenen Weg entdecken zu helfen), die Trauernden trösten (Trauerpastoral!!!), die Sünder zurechtweisen (sicher ein schwieriger Punkt, gerade wo die Kirche im Missbrauchsfall selbst zum Sünder geworden ist, aber auch hier gilt hartes Durchgreifen den Sündern gegenüber!), den Beleidigern gern verzeihen, die Lästigen geduldig ertragen, für die Lebenden und Verstorbenen beten. Außerdem: Hungrige speisen, Obdachlose beherbergen, Nackte bekleiden, Kranke besuchen, Gefangene besuchen, Tote begraben, Almosen geben.

Meine Schlussthese lautet, bezogen auf den dreifachen Entwurf:

Zu 1: Wenn wir uns eingestehen, dass wir uns in einer Dynamik des Niedergangs befinden, nicht des Aufbruchs, dann müssen wir unsere Haltung immer wieder überprüfen. Hier kann eine diakonische Ausrichtung auf

die Welt hilfreich sein und dann auch zum Gelingen von Liturgie beitragen.

Wenn Gerda für die Besuche bei ihrer kranken Tante Kraft schöpft aus der Liturgie, dann wird Gottesdienst für sie anders erfahrbar und es gilt, ihr dort Ermutigung und Rückhalt zuzusprechen sowie das Bewusstsein, dass Gott selbst die Werke durch sie tätigt.

Schwieriger wird es bei Andreas und Jochen. Wenn Andreas bei der Feier der Taufe seines Kindes zur Spende für „sozial schwache“ Familien seines Wohnortes eingeladen wird, wenn er beim vorbereitenden Gespräch mit dem Diakon von dessen diakonischem Engagement in der Obdachlosenarbeit erfährt, wenn es von Seiten der Diözese Bildungsmaterial für Eltern von Neugeborenen gibt, wenn die Sorge und Verantwortung, die im eigenen Leben durch die Geburt eines Kindes geweckt werden, inklusive der großen Veränderung, die das Elternwerden für eine Paarbeziehung bedeutet, im Taufgottesdienst zur Sprache gebracht werden, – dann könnte sein Kontakt zur Liturgie möglicherweise so attraktiv für ihn sein, dass er auch in anderen Fällen sowohl liturgisch als auch diakonisch tätig wird und beides als Einheit begreift.

Jochen wandert gerne und ist kulturell interessiert. Im Nationalpark Eifel entdeckt er, dass die Kirche hier die Erhaltung des Naturschutzgebietes mitfinanziert und eigene Wanderwege vorschlägt, die sie als Pilgerwege deklariert. Ein von ihm hochgeschätzter Künstler stellt in einer Kirche aus, Jochen besucht sie und nutzt die Gelegenheit, eine Kerze für seine kranke Tante aufzustellen.

Zu 2: Volkskirche oder Entschiedenen-Kirche

Diakonisches Handeln muss allen, die sich in kleinen christlichen Gruppen versammeln (oder sogar zurückziehen) ein direktes und unverzichtbares Anliegen sein.

Gerda's Bibelkreis, in dem sie sich treffen, seit sie keinen Pfarrer mehr haben, kümmert sich um Menschen mit Migrationshintergrund, die in Containern am Ortsrand unter-

gebracht sind. Sie haben regelmäßige Besuche dort eingeplant. Gerdas Kinder haben dadurch Kontakte mit Kindern aus Kasachstan.

Andreas hat den Diakon anlässlich der Taufe seiner Tochter kennen gelernt und spricht ihn Monate später wieder an, als sein schwerkranker Onkel einen Platz im Pflegeheim benötigt. Die kompetente und freundliche Art des Diakons, mit dem er dieses Anliegen aufnimmt, bringt Andreas dazu, sich zu überlegen, möglicherweise die Predigt des Diakons in der Messe am Wochenende anzuhören. Der Diakon hingegen ist beeindruckt von der Sorge des jungen Mannes um seinen Onkel und wird dadurch wieder motiviert, das städtische Pflegeheim öfter zu besuchen und möglicherweise einen Gebetskreis hier anzuregen.

Jochen denkt im beruflichen Kontext über ethische Geldanlagen nach und trifft sich mit einem Berater einer kirchlichen Bank. Beide profitieren vom Gespräch und Jochen wird eingeladen, auf Diözesanebene seine Kenntnisse einzubringen. Dabei lernt er Menschen kennen, die sich kirchlich engagieren und fühlt sich bereichert durch die Art, wie sie ihr Leben gestalten.

Zu 3: Vernunft oder Magie?

Die Spannung zwischen selbst gestrickter Wohlfühlspiritualität und kirchlichen Ritualvorgaben wird aufgelöst durch den Bezug zum Nächsten. Es geht immer um den Nächsten und darum, die Nähe Gottes in seiner Welt spürbar werden zu lassen.

Gerda versteht ihr ehrenamtliches Engagement nicht mehr als Kampf gegen die hierarchische Priesterkirche, sondern ihr wird durch ihr soziales Tun immer mehr bewusst, dass die Art und Weise, wie sie mit oder ohne Priester Gottesdienst feiern, weniger zählt als die Tatsache, dass sie es überhaupt tun. Der Gottesdienst hat für sie einen anderen Stellenwert bekommen, da sie ihn nicht mehr als die einzige, sondern nur noch als eine der Formen versteht, wie sie Christus nachfolgt.

Andreas hat eine Einladung zu einer Wallfahrt gesehen, bei der es um die Verehrung

einer Reliquie geht, einer Windel Jesu. Der Diakon hat es verstanden, in einer Predigt deutlich zu machen, dass durch die Reliquie auf das Menschsein Jesu hingewiesen wird. Da sein Bezug zu Windeln derzeit recht intensiv ist, versteht er sein Leben als Vater noch mal stärker als Geschenk und Aufgabe, in die er sich hinein gibt.

Jochen merkt, wie viel Spaß es ihm macht, Leute zu beraten. Er überlegt, sich in seiner Freizeit bei der Schuldnerberatung zu engagieren. Da ihm sein Alltag aber durch Arbeit und Beziehung schon zu voll erscheint, steigt er hier doch nicht ein, aber er merkt, wie ihm die Prinzipien ethischer Geldanlagen zu einem wichtigen Anliegen in seinem Alltag geworden sind, was ihm zu einem neuen Profilierung im Job verhilft. Entsprechend dem Krisengottesdienst anlässlich der Bankenkrise 2008 wird ein öffentlicher Dankgottesdienst unter Beteiligung des Bundespräsidenten gefeiert, bei dem die gut laufende Konjunktur Thema ist – und die bleibende Verantwortung aller für den Arbeitsmarkt. Jochen verfolgt diesen online.

Schluss

Wenn wir ernst nehmen, dass sich im Alltag unser christliches Leben entscheidet, dass der Alltag und damit letztlich unser ganzes Leben Liturgie ist, gestaltbar in Gottes Geist und Auftrag, verändert dies unser eigenes Leben und hat Auswirkungen auf die Welt.

Und auf die Art und Weise, wie wir Gottesdienst feiern. Denn ohne Gerechtigkeit gibt es keine echte Liturgie.

„Angesichts des menschlichen Leids, der Ungerechtigkeit, der Einsamkeit und Entfremdung ist die Kirche heute mit der bleibenden Ambivalenz ihrer Berufung konfrontiert, in der Welt und für die Welt eine Gottesdienst feiernde Gemeinde zu sein, die durch die Schule der anspruchsvollen Haltung einer Liebe gegangen ist, welche am Kreuz ihr Maß nimmt.“⁸

Es steht uns gut zu Gesicht, mehr praktische als verbale Antworten zu geben auf große Fragen und Probleme der heutigen

Zeit. Damit schaffen wir neue Bilder, wie eine vom Geist Gottes durchdrungene Gesellschaft aussehen kann, in der jeder Einzelne zählt und aufgehoben ist in einer Gemeinschaft, die niemanden ausgrenzt.

Martin Lätzel

Reformieren werden die Tataren oder die Mönche

Eine Reflexion des 2. Kongresses zur Strategieentwicklung in Kirche und Gesellschaft

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Stephan Winter u.a., Gottesdienste in Seelsorgeeinheiten – ein Einblick in die Praxis nord-westdeutscher Bistümer, LJ 4/2010.
- ² Vgl. Michael Ebertz, Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche. Frankfurt a.M. 1998.
- ³ Vgl. Jan Löffeld, Das andere Volk Gottes. Eine Pluralitätsherausforderung für die Pastoral. Würzburg 2011.
- ⁴ Nebenbei bemerkt: Dass es nicht mehr reicht, sich auf die „Gemeinde“ zu konzentrieren, ist ja schon lange bekannt, da es sich hierbei nur um einen „schmalen Ausschnitt, konzentriert auf die Konzilsgeneration“ handelt (vgl. dazu Maria Widl, z.B. <http://www.kath.net/detail.php?id=20930>)
- ⁵ Vgl. Philip Jenkins, Gottes Kontinent. Freiburg 2008.
- ⁶ Vgl. Regina Pollak, Spiritualität und Religion als Megatrend? Zur Rolle neuer spiritueller Suchbewegungen in den gesellschaftlichen Entwicklungen Westeuropas aus pastoraltheologischer Sicht, in: Gerald Faschingeder/Clemens Six (Hg.): Religion und Entwicklung, Wechselwirkungen in Staat und Gesellschaft. Wien 2007, 236-264.
- ⁷ Zitiert von Ben Kautzer, Die liturgische Tiefendimension des weltlichen Ethos. concilium 3/2012, 47.
- ⁸ Ben Kautzer, 45.

Innovation war das Leitthema des zweiten Kongresses zur Strategieentwicklung in Kirche und Gesellschaft im Dezember 2011 in Bensberg. Gemeinsam mit der Thomas-Morus-Akademie und dem Strategiebereich „Ziele und Entwicklung“ des Bistums Trier hatte das Netzwerk Kairos. Coaching, Consulting, Training mit Sitz in Mainz¹ zu einem Strategiekongress eingeladen. Damit sollte fortgeführt werden, was 2009 erfolgreich gestartet war. Der Kongress richtete sich an Organisations- und Gemeindeentwickler sowie an Praktiker aus Caritas und Pastoral.

Ist Innovation in der Kirche möglich?

Dass der Begriff Innovation schillernd und vielschichtig ist, war von vorneherein klar. Der Begriff spielt explizit in Kirche und Caritas keine Rolle, allenfalls finden sich – gerade angesichts säkularer Herausforderungen – im impliziten Diskurs Ansätze und Projektideen, die durchaus von einem Innovationsimpuls getragen werden. Wiewohl, in weniger moderner Diktion, dass *ecclesia semper reformanda* zum Grundverständnis der Kirche gehört.

Der Kongress wollte zum einen die Reflexion des Begriffes befördern (Was ist Innovation überhaupt? Ist Innovation überhaupt möglich? Ist Innovation in Kirche und Caritas überhaupt möglich?) und zum ande-

ren praktische innovative Ansätze entwickeln.

Zentral waren in diesem Zusammenhang vier Hauptvorträge, auf die im Folgenden besonders rekuriert werden soll, weil sie einen substanziellen Bogen schlagen, beginnend bei der Terminologie bis hin zu konkreten Ansatzpunkten für innovatives pastorales Wirken. Innovation hat verschiedene Ebenen. Sie ist entweder Reaktion auf Innovationsdruck, oder Ausdruck von Innovationsbereitschaft. Der Unterschied ist wesentlich, führt aber womöglich zum selben Ergebnis. Wir kommen später im Text darauf zurück.

Veränderung ist Selbstveränderung

Rolf Arnold, Erwachsenenbildner an der TU Kaiserslautern, diskutierte mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern das Thema auf der Basis des pädagogischen Konstruktivismus.² Arnold wies daraufhin, dass das Lernen von der jeweils eigenen Sicht auf andere, auf Systeme und auf Situationen ausgerichtet ist. Insofern kann das Lehren, und also die Implementierung von Innovation nicht top down oktroyiert werden. Innovation ist nach Arnold allein eine Veränderung über die Bereitschaft zur Selbstveränderung. Eine zentrale Funktion kommt in diesem Zusammenhang den Emotionen zu. Gefühle sind ein Motivator darin, wie wir die Welt wahrnehmen. Sie sind geprägt und haben im Lebenslauf entscheidenden Einfluss. Nicht die objektive Wahrheit stellt sich uns, den emotional gesteuerten Individuen, also dar, sondern eine Wahrheit, die wir durch die eigenen Brillen – Arnold spricht bewusst von der Mehrzahl der verschiedenen Sozialisationen und Relationen – wahrnehmen und interpretieren. Wir müssen also nicht lernen, so Arnold, die Welt zu verändern, sondern wir müssen lernen, uns die Welt anders vorzustellen, um damit vielleicht ein wenig Veränderung erreichen zu können. Wobei man hier kritisch anmerken muss, an welchen Kriterien sich Veränderung festmacht, weil die ja auch durch

die eigene Sichtweise präjudiziert wird. Es sei denn, es gelingt, Prozesse zu initiieren, die im Diskurs konsensual feststellen, wohin sich eine Organisation, ein System, verändern muss. Wenn man Dinge verändern will, so verändert sich nichts, weil jede Veränderung eigentlich nur Selbstveränderung meinen kann bzw. weil man eigentlich nur noch Rahmenbedingungen setzen kann, in denen dann Veränderungen erfolgen.

Helmut Willke, Professor für Global Governance an der Zeppelin-Universität Friedrichshafen, sagt es treffend so: „Wir müssen uns von der traditionellen Idee einer direkten Steuerung verabschieden. Die Evolution der Gesellschaft verlangt längst nach einer indirekten Steuerung, die Rahmenbedingungen setzt, auf welche das System [...] in seiner eigenen Logik reagiert.“³

Aus dieser Perspektive ist keine Objektivität im Veränderungsprozess denkbar, zwar gibt es sie, aber sie kann nicht wirklich erkannt werden. Woanders ist es anders und Anderes ist immer anders. Demzufolge ist genau zu prüfen, ob und wie Veränderungen und also Innovationen möglich sind, und sicher, – so Rolf Arnold – liegen sie dort zugrunde, wo das Individuum die einzige Möglichkeit hat, wirklich effiziente Veränderungsprozess anzustoßen: bei sich selber!

Zentral sind dabei die Gefühle, die den Veränderungsprozess begleiten, denn sie konstituieren die eigene Sicht auf Prozesse, Dinge und Personen. Daher gilt es, bei Innovationsprozessen jeweils die eigene Position konkreter zu formulieren, der eigenen Beobachtung gewiss zu werden, weil sie eine Wirklichkeit konstituiert und dann, um Veränderungsprozesse administrieren zu können, Räume schaffen zu können, in der jede und jeder mit seiner und ihrer Interpretation die Möglichkeit hat, am gemeinsamen Projekt mitzuwirken.

Die Grundvollzüge verbinden und profilieren

Dirk Baecker, Soziologe, Schüler Niklas Luhmanns und dessen kompetenter Exeget

bis zum heutigen Tag, setzte auf Arnold folgend anschlussfähige Schwerpunkte. Baecker geht bekanntermaßen grundsätzlich davon aus, dass Organisationen als Systeme zu verstehen und zu interpretieren sind.⁴

Die Aufgabe der Organisation ist es nach Dirk Baecker, Innen- und Umweltprozesse aneinander abzugleichen, das heißt Differenzen zu beobachten, um daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Die Wahrnehmung von Umweltphänomenen stellt dabei einen zentralen Faktor da, um nicht allein selbstreferentiell zu handeln und um aus der Erkenntnis der Umweltrelation und deren Einfluss auf die Organisation die richtigen Schlüsse ziehen zu können. Organisationsstrategien nutzen, so Baecker, die „irreversible[...] Reversibilität, um irreversibel an allem festzuhalten, was eine Organisation immer auch für reversibel hält, und um Reversibilitäten dort einzuführen, wo die Organisation sich irreversibel festgefahren hat. Insofern ist die Strategie einer Organisation die Anwendung einer Organisation auf sich selbst. Der Raum der Möglichkeit wird auf eine bestimmte Selektion von Möglichkeiten hin verdichtet und auf eine bestimmte Differenz spezifischer Systemzustände und erwarteter Umweltzustände hin zugespitzt. Das Wissen der Organisation wird auf die ihm inhärente Differenz von Wissen und Nichtwissen hin durchgemustert und in bestimmten Konstellationen bewährten Wissens und qualifizierten Nichtwissens zur Beschreibung von Informationsproblemen verwendet, die – je nachdem, wie reflexiv die Organisation ihr eigenes Wissen zu handhaben versteht – entweder als hinzunehmendes Risiko oder als noch zu gewinnende Erkenntnis ausgeflagt werden.“⁵

Innovationen sind ein aktives Moment, in dem das System Organisation handelt. Etwas anderes sind Veränderungen, die von außen an das System heran getragen werden – Störungen – und also zum Reflex, aber nicht zur selbstbestimmten Aktion führen. Innovation ist in dem Sinne ein Register als eine Art von Reflexionsprozess andauernder Veränderungen. Wer sich mit Innovation beschäftigt, realisiert die Prozesse und

Flexibilitäten innerhalb der Organisation und fördert das Nachdenken darüber. Insofern könnte Innovation das Innehalten angesichts von variablen Prozessen bedeuten – sei es durch Umwelteinfluss oder durch das Verhalten innerhalb der Organisation – sowie die Kommunikation und das Verhalten. Innovation ist gewissermaßen eine Veränderungskampagne.

Innovationen sind nach Baecker als Störungen zweiter Ordnung zu betrachten. Das ist bei ihm nicht negativ konnotiert. Organisationen sind per se dazu gemacht, mit Störungen umzugehen bzw. Routinen zu entwickeln, um sich vor Störungen zu schützen. Ereignen tun sich diese aber immer wieder, und nun steht die Organisation vor der Frage, wie sie mit der Störung bzw. den Störungen umgeht. Wehrt sie ab? Nimmt sie wahr und nimmt sie auf? Managt sie diese Störungen und kommuniziert diese?

Zusammenfassend plädiert Baecker für eine erneute Perichorese der Grundfunktionen der Kirche. Diese sind zwar theologisch nur als miteinander vernetzt zu denken, allerdings nehme er wahr, dass die Ausdifferenzierung der Grundfunktionen und ihre reale Umsetzung dazu geführt haben, sie in der pastoralen Realität allzu getrennt zu betrachten. Vier Funktionen, so Baecker, seien komplex genug, um sich mit ihnen auseinander zu setzen. Die Herausforderung kirchlicher Strategieentwicklung liege genau darin, zum Ursprung zurück zu kehren, und die Bezugnahme und Verschränkung der Funktionen wieder neu zu entdecken und umzusetzen. Nicht zuletzt gelte es, die Mittel, die Kirche habe, weitaus stärker zu profilieren als jedwede Ziele, die in der Tat schwierig in der Pastoral zu definieren seien.

Die Schnellen fressen die Langsamen

Sr. Edith Maria Magar, Franziskanerin von Waldbreitbach und Aufsichtsratsvorsitzende der Marienhaus GmbH, in der die sozial-caritativen Einrichtungen des Ordens zusammengefasst sind, referierte über Lernfelder

für die Entwicklung caritativer Organisationen angesichts des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs. Neun Punkte seien für die Organisationsentwicklung im eigenen Haus zentral gewesen, führte sie aus:

- die soziale Kompetenz zu stärken und zu erhalten
- Verhaltens- und Sprachkultur zu pflegen
- emotionale Qualität auszuprägen
- kommunikative Transparenz walten zu lassen
- Probleme zu kontrollieren und zu moderieren
- Anforderungsprofile für die Führung(en) aufzustellen
- Betroffene zu beteiligen
- keine Maßnahmen ohne Diagnose durchzuführen
- keine Diagnose ohne folgende Maßnahmen zu stellen.

Die Kriterien seien im eigenen Umstrukturierungsprozess wichtig gewesen, um sowohl die Werteorientierung in den Häusern beizubehalten als auch marktgängig sein zu können.

Als wesentlichen Paradigmenwechsel formulierte Sr. Edith die Orientierung am Klienten (den Begriff „Kunden“ habe man nach Diskussionen vermieden). Gemeint sind damit die Stakeholder, sowohl die internen wie die externen Kunden. Man wollte den Mut zum Risiko in der Geschäftspolitik ebenso unter Beweis stellen wie die Fähigkeit, in Alternativen zu denken. Angesichts der Herausforderungen auf dem Gesundheitsmarkt gelte es, nicht mehr desselben zu tun, also Posterioritäten zu setzen, und insgesamt eher zu agieren, also zu reagieren.

Exemplarisch für alle caritativen Einrichtungen müsse der Grundsatz gelten, die Schnellen schlucken die Langsamen und Passivität sei von Nachteil. Diese Denkweise ist sicher neu und ungewohnt, aber durch die Zeitumstände geboten. Kirche, so führte Sr. Edith Maria mit Verweis auf Valentin Dessoy aus, definiere nun einmal nicht mehr den Kontext ihres Wirkens, sondern muss sich über die Kontexte definieren. Inno-

vation sei deswegen ein strategisches „Must-have“.

Tataren oder Mönche?

Dr. Stephan Ackermann, Bischof von Trier, sieht die Frage nach Innovation grundsätzlich positiv; allerdings betont er besonders den individuellen Aspekt, nicht so sehr den organisatorischen. Innovation ist Wachstum, so Ackermann und gehört wesentlich zum Wesen der Kirche dazu. Das sei trivial. Die Frage sei hingegen, woher innovative Ideen kommen und auf welches Ziel sie gerichtet sind. Ackermann veranschaulicht seinen Ansatz mit einer ostkirchlichen Weisheit. Reformen, so heißt es da vor dem Hintergrund historischer Erfahrung der Orthodoxie, kämen entweder von den Tataren oder von den Mönchen. Die Tataren erzeugen durch ihre gewalttätigen Einfälle in fremdes Territorium Veränderungsdruck von außen. Das Mönchtum reformiert gleichsam spirituell von innen. Ackermann führt aus, Säkularisierung sei in diesem Bild als tatarisch anzusehen. Nicht, dass die Säkularisierung, wie wir sie heute sehen, als gewalttätig zu werten sei. Gewaltig ist sie auf jeden Fall. Das Mönchtum agiert dagegen kontemplativ und eigentlich nicht strategisch. Die Bedeutung des Charismatischen sei im Zusammenhang mit Innovationen nicht zu unterschätzen, sondern müsste ganz im Gegenteil verstärkt in den Blick genommen werden. Außerdem gelte es hier, Kontexte wahrzunehmen: Nicht nur die Probleme und Fragen der Kirche stünden bei Systemveränderungen im Mittelpunkt, sondern ebenso die der Umwelt.

Um das zu veranschaulichen, nennt Ackermann Leben und Wirken des Ordensgründers Benedikt von Nursia. Dieser habe mit der Initiierung des später nach ihm benannten Ordens auf die Krise der spätrömischen Gesellschaft reagiert, nicht auf eine Krise der Kirche

Ackermann will die Priorisierung der Inhalte vor den Strukturen. Alles, was Struktur sei in der Kirche, nähme seinen Ursprung am

gelebten Leben. Erst wenn etwas überzeugend gelebt wird, ergäbe sich eine strukturelle Konsequenz, die auf jeden Fall geerdet sei. Innovatorisches Potenzial hat seine Fundierung in der Authentizität des Lebens, auch in der Authentizität des Lebens Einzelner und braucht dann Schnittstellen, weiter zu wirken. Selbstverständlich sei, Fremdwissen mit einzubeziehen. Schon die theologische Diskussion der Urkirche habe die aristotelische Philosophie rezipiert. Diskursive Theologie hat traditionelle Ursprünge und per se innovatorisches Potenzial. Innovation zu denken, so Ackermann, heißt denkerisch über Grenzen hinauszugehen

Ein besonderer Wert käme dabei dem Kontakt mit dem Fremden zu, um den eigenen Weg zu stören und daraus weiter zu entwickeln. Dazu gehören auch Fremdwissenschaften, mit denen die Theologie das Gespräch zu suchen habe. Als Beispiel nannte er die politische Theologie, deren Verdienst darin läge, den Begriff der Befreiung mit großem innovatorischem Potenzial in die Kirche gebracht zu haben. Paulinisch verstanden, so das Fazit von Bischof Dr. Ackermann, sei die Erneuerung als ständiger Prozess der Christen und also der Kirche zu deuten.

Dezentral ist ideal

Resümierend kann vom Kongress berichtet werden, dass letztlich alle Referenten und Referentinnen schrittweise, dezentrale Schritte und Projekte für erfolversprechender halten als einen komplexen und umfassenden Masterplan für Innovation. Sicher, so war man sich einig, gäbe es genug Innovationsbedarf und also Innovationsdruck. Veränderungen dürften jedoch nicht allein unter dieser Prämisse gesehen werden, sondern eher als Aufbrüche, die sich aus der gesammelten Intelligenz und den vorhandenen Ideen der Betroffenen ergeben. Dazu gehören Vertreter der Hierarchie ebenso wie alle Gläubigen, interne und externe Fachleute sowie alle Menschen, die von der Kirche noch etwas erwarten (könnten).

Bedeutsam scheint, sich auf den eigenen (theologischen) Schatz zu besinnen, eigene Werte bewusster wahrzunehmen und theologisch konsequenter umzusetzen, dazu Prozesse zu initiieren, die den Diskurs von Ideen und Vorbehalten ermöglichen, sowie mit offenen Augen und Ohren wahrzunehmen, was „andere“ Wissenschaften und „andere“ Menschen sagen. Ein Ansatz ist das Online-Projekt Futur2⁶, welches über das Internet zur Vernetzung und Weiterentwicklung beitragen will.

Der Kairos ist da, die Einfälle auch, das haben nicht zuletzt ein Schwarzmarkt des gesammelten Wissens und Laboratorien zur Ideenkonzeption auf dem Kongress lebendig bewiesen. Nutzen wir ihn, denn innovativ ist, wer reflektiert und sich bewegt, egal ob er von den Tataren unter Druck gesetzt oder den Mönchen inspiriert wird.

Anmerkungen:

- ¹ www.kairos-cct.de
- ² Vgl. Rolf Arnold, Ich lerne, also bin ich. Eine systemisch-konstruktivistische Didaktik. Donauwörth 2007
- ³ Stochern im Nebel, in: Brandeins 5/2010, 104
- ⁴ Vgl. Dirk Baecker, Organisation als System. Frankfurt/Main 1999.
- ⁵ Ders., Organisation und Management. Frankfurt/Main 2003, 175f.
- ⁶ www.futur2.org

„Ich gehe nachts nie über eine Brücke.“

*Theologie oder Konstruktivismus
Offenbarung oder Konstrukt
Seelsorge oder Systemische Therapie*

In Gefahr und großer Not ...

bringt der Mittelweg den Tod. Kenne ich den richtigen Weg? Ist meine Beschreibung meines Lebens zutreffend? Was ist richtig? Was ist falsch? Auch wenn es viele mögliche Wege gibt, auch wenn es unterschiedliche Sichtweisen gibt, auch wenn es ganz anders sein könnte, in der konkreten Situation bin ich möglicherweise doch gefordert, mich für einen Weg, eine Deutung, eine Beschreibung, eine Wahrheit zu entscheiden. Und zwar werde ich mich so entscheiden müssen, als wenn meine Sichtweise die einzig richtige wäre, auch wenn ich weiß, dass andere Sichtweisen möglich sind und vielleicht sogar ebenso zutreffend. Ausschlaggebend erscheint mir der Aspekt, dass ich mich im Leben entscheiden muss, wenn ich aktiv handelnd sein will und nicht passiv-erdulend. In der Überlegung oder im Diskurs sind viele Sichtweisen oder Wege möglich und ohne Not oder Schaden kann ich von einer Idee zur anderen wechseln. In Entscheidungssituationen ist dies nicht möglich. Ich kann die gemachte Entscheidung, wenn sie umgesetzt ist oder wenn ich mit der Umsetzung begonnen habe, nicht ungeschehen machen. Mein Handeln, und damit ist auch kommunikatives Handeln gemeint, verändert die Situation auch beim und für den anderen, der sich darauf einstellt und sich verändert. Mein Handeln bleibt nicht ohne Folgen

oder Konsequenzen. Ich kann mich bestenfalls neu entscheiden, eine andere Haltung einnehmen und kommunizieren oder einen anderen Weg wählen. Wenn ich aktiv an meinem Leben teilhaben will, muss ich aus den Möglichkeiten wählen und mich entscheiden, wie ich mein Leben gestalte. Mit anderen Worten: Ich kann nur so leben, als wenn mein Konstrukt von Wirklichkeit richtig wäre, selbst wenn ich weiß und bejahe, dass andere Konstrukte ihre Berechtigung haben. Das Fragen nach Wahrheit ist somit keine schöngeistige Angelegenheit, sondern gibt meinem Versuch zu leben Ernsthaftigkeit und Tiefe.

Im Anfang war die Praxis

Mein Fragen erwächst aus meiner beruflichen Praxis. Ich bin Beides: Seelsorger und systemischer Therapeut. Da ich hoffentlich nicht gespalten bin und einmal Seelsorger und ein andermal Therapeut, ist die Antwort bereits entschieden, dass Seelsorge und Therapie bzw. Theologie und Konstruktivismus unter einen Hut passen. Das was ich ausübe ist Seelsorge und systemische Therapie. Oder wie bei Morgenthaler beschrieben: Systemische Seelsorge. Die Antwort ist schnell gegeben, die Folgen für eine theoretische Vergewisserung, ob dort vielleicht unvereinbare Denkweisen aufeinandertreffen, sind möglicherweise weitreichend. Ich bin Pastoralreferent im Erzbistum Köln und daher geht es für mich um den Glauben, Theologie, Religiosität in der katholischen Kirche. Es könnte aber zugleich eine exemplarische Sichtweise auch für andere sein, die sich die Frage nach dem Zusammengehen von Systemischer Therapie und Glaube bzw. Religion stellen. Jeder Absatz ist ein Mosaikstein. Für mich ergeben die Steinchen ein fragmentarisches Bild meiner Praxis. Das Bild könnte auch anders aussehen. Vor allem könnte sich für jeden anderen auch jedes andere Bild zeigen. Was nicht heißt, dass es beliebig wäre. Vielleicht ist das Bild hilfreich für die jeweils eigene Praxis oder vielleicht ist auch nur ein einzelnes

Steinchen hilfreich. Vielleicht ist schon alleine die Frage nach einem theoretischen Überbau der eignen Praxis hilfreich. Vielleicht ist es auch nur einfach nett, diesen Artikel zu lesen, in dem es um Sichtweisen geht und nicht um religiöse oder therapeutische Dogmen.

Zwei bis vier Sichtweisen

Im neuen Testament sind uns vier Evangelien überliefert. Markus, Matthäus und Lukas sind die synoptischen (=zusammengesehenen) Evangelien und Johannes. Geht man, was die synoptischen Evangelien betrifft, von einer zwei Quellentheorie (z.B. Merklein) aus, so haben Matthäus und Lukas aus Markus (erste Quelle) und einer Logienquelle (zweite Quelle), bestehend aus Sprüchen Jesu, geschöpft. Johannes geht erkennbar eigene Wege. Warum benutzt das Christentum, das sich eindeutig auf eine Person nämlich auf Jesus beruft, nicht eine, sondern vier Basisquellen? Warum werden vier unterschiedliche Sichtweisen überliefert, dazu noch die weiteren Schriften des neuen Testaments? Es könnte sein, dass die frühen Christen bereits den Wert der Einheit in Unterschiedlichkeit erkannt haben. Der Glaube wurde weitergegeben durch das lebendige Zeugnis und Bekenntnis des Einzelnen und der einzelnen Gemeinden. Vielleicht hatten die frühen Christen ein Gespür dafür, dass unterschiedliche Sichtweisen für Bildung und Zusammenhalt einer Gemeinschaft zuträglicher sind. Dass eine Verbindlichkeit in der Auswahl der Quellen von Nöten war, ergab sich daraus, dass die Augenzeugen starben, die Wiederkunft Jesu sich nicht zu Lebzeit der ersten Gemeinde ereignete und die Gemeinde wuchs und sich über weite Gebiete verteilte, so dass nun nicht mehr nur mündlich sondern auch schriftlich überliefert wurde. Aus vielen Sichtweisen wurden die ausgewählt, die verbindlich für das junge Christentum wurden, weil sie als zutreffend und authentisch galten. Ein

Spagat zwischen Vielfalt und Einheit. Offensichtlich war er tragfähig über fast zwei Jahrtausende.

Noch mehr bis unzählige Sichtweisen

Das Alte Testament lässt kommentiert oder unkommentiert Texte verschiedener Urheber, Schulen, Bewegungen nebeneinander oder ineinander verwoben bestehen, was historisch-kritische Untersuchungen detailliert erarbeitet haben. Hier sind Sichtweisen übernommen und integriert worden in neue Texte oder einfach überliefert und ergänzt oder verändert worden. Und die Bibel scheut sich nicht, so zu beginnen. Auf den ersten Schöpfungsbericht (Gen 1,1 – 2,4a), der mit der Erschaffung des Menschen endet, folgt der zweite Schöpfungsbericht (Gen 2,4b – 25), der mit der Erschaffung des Menschen beginnt. Wobei der zweite älter ist als der erste. Die ältere Erklärung für die Erschaffung der Welt wurde beibehalten, aber eine neue Sichtweise wurde vorangesetzt. Der gläubige Leser (Hörer) wird nicht auf eine Sichtweise festgelegt, sondern beide werden ihm angeboten. So eröffnet der erste Schöpfungsbericht zum Beispiel in einer Zeit der Verbannung ohne geordnete kultische Praxis die Wertschätzung des siebten Tages als bestimmendes Merkmal der Gemeinschaft und garantiert so den Zusammenhalt in einer schwierigen Zeit. Überlieferte Sichtweisen wurden nicht verworfen, sondern neu gedeutet, ergänzt oder neu erzählt und so überliefert. Was nicht überliefert wurde, ist somit auch weitestgehend unbekannt. Eine Sichtweise verwerfen und nicht weitergeben könnte man auch als einen kreativen Akt sehen.

Wahrheit oder Lüge

„Micha aber fuhr fort: Darum - höre das Wort des Herrn: Ich sah den Herrn auf seinem Thron sitzen; das ganze Heer des Himmels stand zu seiner Rechten und seiner

Linken. Und der Herr fragte: Wer will Ahab betören, sodass er nach Ramot-Gilead hinaufzieht und dort fällt? Da hatte der eine diesen, der andere jenen Vorschlag. Zuletzt trat der Geist vor, stellte sich vor den Herrn und sagte: Ich werde ihn betören. Der Herr fragte ihn: Auf welche Weise? Er gab zur Antwort: Ich werde mich aufmachen und zu einem Lügegeist im Mund all seiner Propheten werden. Da sagte der Herr: Du wirst ihn betören; du vermagst es. Geh und tu es! So hat der Herr jetzt einen Geist der Lüge in den Mund all deiner Propheten gelegt; denn er hat über dich Unheil beschlossen" (1 Kön 22,19-23). Unterschiedliche Schichtweisen werden nicht immer als hilfreich erachtet. Es geht um einen Rat bzw. eine Vorhersage eines Schlachterfolges durch die Propheten am königlichen Hof und den Propheten Micha. Die Hofpropheten bzw. prophetischen Beamten sagen einen Schlachterfolg voraus wie vom König erhofft. Micha sagt einen schlimmen Ausgang voraus. Das Ganze ist ein wenig verkürzt, aber es geht mir um die Frage, wie unterschiedliche oder gar widersprüchliche Sichtweisen zu einer einheitlichen Handlungsoption führen können. Und noch klarer: Wie kann der eine Gott sich widersprüchlich durch seine Propheten äußern? Voraussetzung ist die Annahme, dass Wahrheit von Gott geschenkt wird durch den Mund der Propheten. Die Erfahrung ist, dass auch die von erfahrenen Propheten verkündete Wahrheit im Ergebnis sich als falsch erweist. Eine Lösung wird von Micha, das heißt von dem, der hinter dieser Gestalt steht, aufgezeigt. Er sieht Gott auf seinem Thron. Die Hofpropheten haben eine zutreffende, das heißt der Wahrheit entsprechende Sichtweise. Nur das schlimme, nicht gewünschte, Ergebnis ist von Gott beabsichtigt. Diese Geschichte zeigt eine Lösung auf für die Problematik, dass es auf der einen Seite sogar unter Propheten unterschiedliche Sichtweisen gibt und auf der anderen Seite grundsätzlich der Weg zur Wahrheit durch die Prophetie erhalten bleibt. Und eine weitere Lösung ergibt sich daraus: Unterschiedliche Sichtweisen entlasten

einen nicht von der Entscheidung, die der Handelnde immer selber verantwortet. Selbst wenn angenommen wird, dass alle Wahrheit von Gott ausgeht, bleibt die Verantwortung beim Handelnden. Es könnte eine objektive Wahrheit geben, es gibt aber ausschließlich eine subjektive und damit vielfältige Möglichkeit der Kenntnis. Wenn der Text selber in die Zeit des Königs Ahab (nicht zufällig trägt auch der Kapitän in Melvilles „Moby Dick“ diesen Namen) fällt, haben die Menschen sich vor rund 2800 Jahren und immer wieder Fragen gestellt, die aus systemischer Sicht und im Zusammenhang dieses Artikels nützlich sind. Unterschiedliche Sichtweisen haben ihr Recht, aber auch der eine Gott (die eine Wahrheit). So die Lösung.

Ewige Wahrheit

„Philosophie will ewige Wahrheit ergreifen. Ist diese Wahrheit nicht jederzeit die gleiche, die eine und ganze? Vielleicht – aber wir bekommen sie nicht eindeutig in allgemeingültiger Gestalt in unseren Besitz. Das Sein öffnet sich uns nur in der Zeit, das Wahre in zeitlicher Erscheinung" (Jaspers 1963, 117). Unabhängig davon, ob heutige Philosophie Jaspers in seiner Aussage über die Philosophie folgt und unabhängig von der Frage nach dem Sein, erscheint mir an dieser Stelle Jaspers Zugang zur Wahrheit hilfreich. Er sieht die Spannung zwischen „ewiger Wahrheit" und unserer Möglichkeit, diese zu ergreifen. Wenn nun aber diese Wahrheit für mein Leben und meine Lebenspraxis bedeutsam oder gar grundlegend sein soll, wie komme ich dann zu einer Praxis, die auf dieser Wahrheit fußt oder sie zumindest mit im Blick hat und für bedeutsam hält? Die Lösung ist möglich im philosophischen Glauben. Zwei „philosophische Grundentscheidungen, wie ich Wirklichkeit ergreife", sind zu treffen. Die erste ist, dass eine „Vollendung der Welt in sich als möglich gedacht wird" bzw. dass „Transzendenz das Leben führt." Die zweite ist die Entscheidung, dass Transzendenz von mir for-

dert, mich in der Welt zu verwirklichen und nicht die Welt zu verneinen (Jaspers 1974, 69 – 71). „Der philosophische Glaube ist die Substanz eines persönlichen Lebens“ (Jaspers 1974, 79). Grund und Vollendung sind eine Bewegung und ein Weg, der charakterisiert ist als „Vernunft, Liebe, Chiffer“ (Jaspers 1958, 961). Man könnte sagen, für den philosophisch Glaubenden zeigt sich die Transzendenz oder die Objektivität in Chiffren. Das Sein wird in der Subjekt-Objekt-Spaltung „ergriffen“ (Jaspers 1958, 1022). Es handelt sich eher um einen Akt des Ergreifens für Jaspers als um ein Denken oder Verstehen. Was hier geschieht, übersteigt das Denken. In diesem Akt werden Subjekt und Objekt zugleich erfasst (Jaspers 1958, 1022f). Soweit Jaspers. Ich habe den Eindruck, dass wir Menschen eine Sehnsucht nach einer ewigen Wahrheit haben. Es muss doch etwas geben, was verbindlich ist für alle. Es muss doch etwas geben, das mir unbedingten Halt gibt. Selbst wenn ich diese Wahrheit verneine oder zumindest für nicht erkennbar halte, bleibt diese Sehnsucht nach etwas Festem, Beständigem, Unhinterfragbarem. Es muss doch eine letzte Instanz geben. Ob ich es Wahrheit, Gott, das Leben oder wie auch immer nenne. Die Sehnsucht bleibt. Vielleicht lebe auch ich, wenn ich diese Wahrheit verneine, so als wenn es sie gäbe, so als wenn mein Lebenskonzept richtig in diesem absoluten Sinne wäre. Vielleicht kann ich auch nicht anders. Bei Jaspers nehme ich dieses Suchen und Glauben wahr.

Ideen fallen nicht vom Himmel

„Jede Theologie ist induktiv, indem sie immer eine gewisse gesellschaftliche Praxis widerspiegelt. Im Gegensatz zu dem, was sie behauptet, fallen die Ideen, die sie vertritt, nicht vom Himmel, sondern kommen aus einer parteiischen, partiellen Lektüre der biblischen und traditionellen Texte, geleitet von Interessen, denen sie praktisch dient“ (Casalis 1980, 186). Es gibt nach Casalis keine deduktive Theologie. Sie ist nie neutral. Die

„herrschende Theologie“, die von sich behauptet „deduktiv, universell und immerwährend zu sein“ ist ein „induktive Theologie der Herrschaft“ (Casalis, 47). Damit fällt auch der Widerspruch zwischen einer deduktiven Theologie oder Dogmatik und einem nicht-deduktiven Konstruktivismus. Jede Theologie ist verwurzelt in der jeweiligen Praxis. Casalis spricht hier von einer „klassenbedingten Praxis“ (Casalis, 53) Für ihn gibt es in einer „zweiten Instanz“ ein „'deduktives' Moment“. Erwächst aus der Praxis eine induktive Theologie, so sind die Ergebnisse für die nachfolgenden Generationen quasi „deduktiv“. Sie bekommen eine „erklärende, wegweisende und inspirierende Rolle“ (Casalis, 60). Mit anderen Worten: Die biblischen Texte sind Produkte einer klassenbedingten Praxis und werden für uns zum Wegweiser. Das heißt aber nicht, dass sie für uns zu unumstößlichen Wahrheiten werden. Wir bleiben gebunden an unsere Praxis und werden nicht befreit von der Verpflichtung, die biblischen Texte auf der Basis unserer Praxis zu lesen. „Jede Theologie ist induktiv“ (Casalis, 186) und ich möchte etwas zugespitzt sagen, dass jede Theologie und auch jede Theorie oder Lehre nur induktiv sein kann. Wenn Karl Rahner, ohne das hier zu vertiefen, vom Person- und Subjektsein des Menschen spricht, führt das genau in diese Richtung (Rahner, 37). Auch ein Heils- und Offenbarungshandeln Gottes hebt das nicht auf, weil es sich immer „auf den Menschen als Freiheitssubjekt richtet“ (Rahner 1989, 143, vgl. auch Rahner 1971, 62).

Herr Luhmann, können Sie bitte mal mit anfassen

„Lieber Herr Luhmann, als Vertreter des Konstruktivismus sind Sie an dieser Stelle ein unverdächtiger Zeuge zur Rettung des Religiösen. Posthum ist Ihr Werk „Die Religion der Gesellschaft“ veröffentlicht worden. Können Sie an dieser Stelle bitte mal mit anfassen.“ So würde ich fragen in der Hoffnung auf eine hilfreiche und stüt-

zende Antwort. Ich bin kein Soziologe und auch kein Religionsphilosoph, aber vielleicht finde ich etwas Nützliches für meine Fragestellung, ob Seelsorge und Systemische Therapie mit ihren theoretischen Grundlagen zusammenpassen. Einschränkend muss ich vorab festhalten, dass es mir um Christentum und nicht wie Luhmann um Religion geht. Luhmann wechselt nicht die Brille. Er bleibt seinen Grundannahmen treu. Er setzt auch hier bei Kommunikationen und nicht bei Menschen zur Beschreibung eines Systems an (Luhmann 2002, 13). Eine Kommunikation ist immer dann religiös, „wenn sie Immanentes unter dem Gesichtspunkt der Transzendenz betrachtet“ (Luhmann, 77). Religion fragt auf eine spezifische Weise nach Sinn. Das ist somit ihre Aufgabe in Gesellschaft. Es ist nicht nur die Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz. Es geht auch um die Unterscheidung von profan und sakral, dem Geheimnisvollen, dem Mysterium (Luhmann, 89). „Die Welt enthält dann etwas, was nicht in diesem engeren Sinne real ist, aber gleichwohl als Position eines Beobachters dienen und seinerseits beobachtet werden kann“ (Luhmann, 59). Auch wenn Luhmann Gott als Soziologe von außerhalb einer Glaubensgemeinschaft betrachtet und von einer Kontingenzformel Gottes spricht, so wird letztlich das Reden von Gott, ohne Gott beweisen zu wollen, gerettet (Luhmann, 147 ff) Und nicht nur das. Für Luhmann ist Religion nicht am Ende. Für ihn ist Religion ein soziales System wie andere. Vielleicht ergibt sich für mich an anderer Stelle die Gelegenheit, Luhmanns Religion der Gesellschaft theologisch zu würdigen. Hier geht es darum, ob die seelsorgliche und therapeutische Praxis unter möglicherweise unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Standpunkten vereinbar ist. Mir stellt sich hier auch die Frage, ob es unterschiedliche Standpunkte oder eher Sichtweisen sind.

Frage an Radio Eriwan

Gibt es eine Metaebene? Antwort: Im Prinzip ja, nur du kannst sie nicht einnehmen! Zusatzfrage an Radio Eriwan: Kann denn überhaupt jemand die Metaebene einnehmen? Antwort: Im Prinzip ja! Noch eine Zusatzfrage: Und wer? Antwort: Radio Eriwan! Danke für Ihre Fragen! – Jede Beobachterebene ist eine Metaebene. Ob ich mich beobachte, ob ein Beobachter einen Beobachter beim Beobachten beobachtet (Beobachter zweiter Ordnung) oder ob die Beobachtung im Ergebnis zu einer Theoriebildung führt, macht für mich keinen grundlegenden Unterschied insofern, dass spätestens dann, wenn eine irgendwie gartete Kommunikation zwischen Beobachter und Beobachtetem stattfindet, beide Teil eines Systems werden. Das heißt auch, dass es letztlich keine Metaebene gibt, es sei denn, sie wird postuliert, ohne erreicht werden zu können, oder sie hat für das Leben keine Bedeutung. Die Gedanken, die ich mir über jemanden mache, sind für ihn bedeutungslos, wenn ich sie nicht und auch nicht nonverbal kommuniziere. Metaebene in der therapeutischen Praxis: Für die seelsorgliche wie therapeutische Praxis bedeutet das, dass ich nie außen stehe. Ich werde im Moment des Kommunizierens zum Teil des Systems Klient(en)/Therapeut(en) entsprechend für die Seelsorge. Zum Beispiel Reflecting Team (RT): Das RT nimmt eine ausdrücklich beobachtende Rolle ein. Selbst durch die Installation in der therapeutischen Situation findet schon eine Veränderung statt. Das RT wird zum Teil des Systems – selbst wenn es hinter einer Scheibe säße und die Teilnehmer der Therapiesitzung drum wüssten. Ganz ausdrücklich wird das RT zum Teil des Systems, wenn es seine Beobachtung anbietet. Würde man ein RT 2 einführen, würde sich grundsätzlich an der Zugehörigkeit zum System nichts ändern. Es sei denn, niemand wüsste darum bzw. würde es auch nur erahnen. Aber was sollte das? Ein kurzer Exkurs zur Neutralität bzw. Allparteilichkeit: Das Bemühen um den Standpunkt der Allparteilichkeit erscheint mir im therapeutischen

Kontext für den Therapeuten von grundlegender Wichtigkeit für seine (exemplarische) Haltung, aber es gibt sie nicht. Da ich nie außerhalb eines Systems stehen kann, wenn ich mit ihm kommuniziere, kann ich auch nicht neutral oder allparteilich sein. In der Reflexion meiner selbst auf den Begriff der Allparteilichkeit kann ich mich ihm nähern bzw. mein Scheitern erkennen. Metaebene im Verhältnis Praxis und Theorie (theoretischer Überbau): Für das Verhältnis von Praxis und Theorie bedeutet das auch, dass ich nie außen stehe. Der Begriff Theorie in all seinen Nuancen erweckt den Eindruck, als ob ein Beobachter von außen eine Praxis, ein System, die Gesellschaft, die Welt beobachtet und so auf eine spezifische Weise zu einer Theorie dieser kommt. Dieser Beobachter ist aber entweder bereits Teil des Beobachteten oder wird zum Teil, indem er seine Theorie gegenüber dem Beobachteten kommuniziert. Eine Theorie will in der Regel wirken. Sonst hat halt jeder seine Meinung. Das heißt nicht, dass es keinen Beobachterstatus gäbe. In der Theoriebildung wird ein Standpunkt außerhalb (Metaebene) eingenommen, als wenn dies möglich wäre. In der Bejahung des Teilseins wird die Theorie an Praxis, System, Gesellschaft, Welt erprobt und verändert. Ich vermute, dass dieser dialektische Prozess nie endet. Theorien, ob soziologischer, religiöser oder sonstiger Art, die mit Absolutheitsanspruch auftreten, erscheinen mir verdächtig. Sie erweisen für mich ihren Irrtum nicht selten in ihrer Unmenschlichkeit. (Folgt man Kurt Gödel, ist es überhaupt fraglich, ob Theorien durch sich selber beweisbar sind (Peukert, 99ff)). Das heißt nicht, dass ich nicht, um handlungsfähig zu bleiben, von der Richtigkeit meiner Theorie (auch Weltanschauung usw.) in meiner Lebenspraxis ausgehen muss. Grenzen sind für mich z. B. Respekt, Humanität, Toleranz, Wohlfahrt für alle. Metaebene in Bezug auf Immanenz und Transzendenz: Transzendenz könnte, als das Ganz Andere, die Metaebene zur Immanenz sein. Wenn ich so Transzendenz verstehe, habe ich keinen Zugang zu ihr. Selbst göttliche Offenbarung würde, sobald sie gesche-

hen, immanent. In Jesus ist dies geschehen. Gott ist Teil der Immanenz geworden. Menschwerdung Gottes bedeutet auch, dass diese Spaltung in Immanenz und Transzendenz aufgehoben ist. Und doch bleibt ein Reden in dieser Spaltung sinnvoll. Sinnstiftend ist, Welt wie von außen zu beobachten. Sinnstiftend ist auch, die Perspektive eines beobachtenden Gottes einzunehmen, der seine Beobachtung mitteilt (vgl. Luhmann 2002). Ich glaube, es ist sinnvoller, von Spannung zwischen Immanenz und Transzendenz zu reden als von Spaltung. Im Leben bin ich gefordert, diese Spannung auszuhalten. Ich nehme die Beobachterposition ein und weiß, dass ich nicht außerhalb stehen kann und handle so, als wenn meine Erkenntnisse zwingend wären, wissend, dass sie nicht zwingend sind. Es ist eine mehrfache Spannung. (Doppelte Kontingenz führt nicht zur Erstarrung sondern zur Dynamik. Vgl. Luhmann 1987). Diese Spannung erscheint mir angemessen. Zugleich ist sie eine Herausforderung, Kontingenz auch im Religiösen als positiv zu Bejahen. Wenn sie zur Überforderung wird, kann es sein, dass sie für die Person zur Entscheidung für einen einzig richtigen Glauben führt. Ein Gott, von dem wir behaupten, dass er sich offenbart, begibt sich in die Gefahren und Bedingungen der Immanenz. Das ist aber die einzige Möglichkeit von Nähe und Kommunikation.

„Ich gehe nachts nie über eine Brücke ...“

Ein Gelübde. Stellen Sie sich doch einmal vor, es stürze sich einer ins Wasser. Dann stehen Ihnen zwei Möglichkeiten offen: Entweder Sie springen nach, um ihn herauszufischen, was in der kalten Jahreszeit die denkbar schlimmsten Folgen für Sie haben kann! Oder aber Sie überlassen ihn seinem Schicksal, doch nach unterbliebenen Kopfsprüngen fühlt man sich manchmal seltsam zerschlagen“ (Camus 1968,15). Es geht nicht. Ich kann nicht lebend am Leben nicht teilhaben. Um Handeln, damit meine ich auch

kommunikatives Handeln, möglich zu machen, bin ich gefordert, mich zu verhalten, zu entscheiden, Position zu beziehen, zwischen mindestens zweien zu entscheiden. Und wenn ich mich nicht verhalte, entscheide usw. habe ich es durch Unterlassen getan. Ich kann nicht am Leben nicht teilhaben. Das gilt nicht nur in Bezug auf andere, sondern auch in Bezug auf mich und Welt überhaupt. Die Dynamik des Lebens liegt für mich im Leben selber. Mit anderen Worten: Dynamik des Lebens ist Autopoiesis. Im guten Sinne kann ich dem Leben nicht aus dem Weg gehen. Oder positiv ausgedrückt: Ich kann dem Leben trauen. Leben ist immer auch scheiternde Existenz. Das meint nicht nur Scheitern der ganzen Existenz, sondern auch die Möglichkeit des Scheiterns und Fehlens in jeder einzelnen Situation. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion, nicht in dem Sinne, dass es eine Zeit, einen Ort, einen Himmel gibt, wo die Möglichkeit des Scheiterns überwunden ist oder die Kommunikationen nicht mehr kontingent sind. Erlösung meint, dass dieses Leben mit seiner Unsicherheit, Beschränktheit, Unvollkommenheit so von Gott gewollt ist. Das meint Menschwerdung Gottes. Dieses Leben in seiner Immanenz ist von Gott gewollt. So sehr gewollt, dass er sich selber diesem Sein unterwirft. Darum musste Jesus in allem uns Menschen gleich sein (Hebr 2,17). Erlösung findet statt in der Barmherzigkeit. Die Bedingtheit, Fehlerhaftigkeit, Möglichkeit zum Scheitern des Lebens dürfen sein. Barmherzigkeit Gottes mir und allen Menschen gegenüber eröffnet die Barmherzigkeit, die ich mir selber gegenüber einnehmen kann. Erlösung liegt als Sehnsucht in der Zukunft und als Möglichkeit im Jetzt. Eine Erfahrung, die menschlicher Existenz immer schon geschenkt ist, die sich aber durch die Menschwerdung Gottes, wie sie im Christentum bekannt wird, geschichtlich immanent manifestiert.

Diener zweier Herren oder Eine Melange aus Vater und Mutter

An erster Stelle steht für mich der Mensch mit den Systemen, denen er angehört, und was für ihn hilfreich ist. Mein seelsorgliches und therapeutisches Arbeiten ist, wenn es gelingt, lösungsorientiert und heilend. Seelsorge ist und war immer heilend, therapeutisch (vgl. Lk 5,31). Vielleicht liegt der Unterschied zwischen Seelsorge und Systemischer Therapie darin, dass Gott (Transzendenz) immer mitgedacht ist oder ins Wort gebracht wird und dass der Klient als Teil eines Ganzen gesehen wird. Jede Seelsorge ist immer ganzheitlich. Das macht das Religiöse aus: Der einzelne wird weder in Individualität noch in Kollektivität aufgelöst. Nun muss ich zugeben, dass mein therapeutisches Arbeiten sich da nur schwer unterscheiden lässt. Vielleicht ist der Unterschied am ehesten zu benennen, wenn ich sage, dass ich auf zwei Entwicklungen, unterschiedlich geschichtlich Gewordenes in meinem Arbeiten Bezug nehme. Auf der einen Seite steht die katholische (christliche) Kirche mit ihren Seelsorgern, spirituellen Begleitern, Theologen, Mystikern usw. mit all ihren Unterschieden und Widersprüchen und auf der anderen Seite steht die Familientherapie bzw. Systemische Therapie mit ihren Repräsentanten, unterschiedlichen Entwicklungen, Sichtweisen, Methoden und Theorien. Nun ja, ich bin halt ein Kind zweier Eltern. Ich sehe das als Chance. Durch die Verbindung oder besser Zusammensicht unterschiedlicher Ansätze, Professionen, Therapieformen entstehen neue Sichtweisen, die möglicherweise erhellend für das Arbeiten sind und hilfreich für die Klienten und natürlich auch für die Therapeuten oder Seelsorger. Soweit die Praxis. Wie sieht es mit der Theorie bzw. mit meiner Theologie aus? Für mich ist Theologie immer gebunden an meine gesellschaftliche, politische und persönliche Praxis. Aus meiner Sicht gilt das für jeden Menschen, der sich an religiöser Kommunikation beteiligt. Offenbarung Gottes kann für mich ausschließlich in menschlichen Kategorien geschehen, ist

immer immanent. Transzendenz kann sich nicht selber mitteilen ohne ihre Transzendenz zu verlieren. Jede Theologie bleibt gebunden an den Vertreter dieser Theologie. Sie ist Ergebnis seines Reflektierens auf Transzendenz. Doppelte Kontingenz erscheint mir hier hilfreich. Auch das Christentum ist ein System, deren Grundvollzüge Kommunikationen sind. Dadurch wird nicht Gott geleugnet, sondern die Begrenztheit der Kommunikation über ihn wird deutlich. Zumindest von meiner Seite ausunterliegt auch die Kommunikation mit Gott, wenn sie stattfindet, der doppelten Kontingenz. Es gibt keine Sicherheit. Es gibt keine ewige absolute Wahrheit. Und doch suchen wir nach Theorien, die unsere Praxis stützt. In einem dialektischen Prozess werden sich Praxis und Theorie als hilfreich erweisen oder sie werden verändert. In der seelsorglichen und therapeutischen Beziehung zählen nicht Intoleranz oder Dogmatismus, sondern Offenheit, Veränderungsbereitschaft, Respekt, Würde, aber auch Humor und Herzlichkeit.

Literaturverzeichnis

- Camus, A.: Der Fall. Reinbek 1968. Auf S. 15 dieses Buches findet sich das Zitat, das die Überschrift dieses Artikels bildet.
- Casalis, G.: Die richtigen Ideen fallen nicht vom Himmel. Grundlagen einer induktiven Theologie. Stuttgart 1980
- Merklein, H.: Die Jesusgeschichte – synoptisch gelesen = Helmut Merklein und Erich Zenger (Hrsg.) Stuttgarter Bibelstudien 156. Stuttgart 1994
- Morgenthaler, C.: Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis. Stuttgart 2005
- Jaspers, K.: Von der Wahrheit. München 1958
- Jaspers, K.: Der philosophische Glaube. München 1963
- Jaspers, K.: Existenzphilosophie. Berlin 1974
- Luhmann, N.: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie = suhrkamptaschenbuchwissenschaft 666. Frankfurt a. M. 1987
- Luhmann, N.: Die Religion der Gesellschaft = suhrkamptaschenbuchwissenschaft 1581. Frankfurt a. M. 2002
- Melville, H.: Moby Dick oder Der Wal. München 1964
- Peukert, H.: Wissenschaftstheorie – Handlungstheorie – Fundamentale Theologie. Analysen zu Ansatz und Status theologischer Theoriebildung = suhrkamptaschenbuchwissenschaft 231. Frankfurt a. M. 1978
- Rahner, K.: Hörer des Wortes. Zur Grundlegung einer Religionsphilosophie = Herderbücherei Band 403. Freiburg i. Br. 1971
- Rahner, K.: Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums. Freiburg i. Br. 1989

Das Bleibende ist der Wandel

Hören auf die Zeichen der Zeit

Hören auf die Stimme des Herzens

Ein junges Mädchen trägt einen tiefen Impuls in sich: Sie will ihr Leben und ihr ganzes Sein dem Dienst der „unsterblichen Seelen“ opfern. Marie Frieda Albiez ist die junge 16-jährige, die diese Herzensstimme in sich trägt. Sie folgt ihr, bis sie 1913 im Alter von 37 Jahren in Basel gemeinsam mit vier gleichgesinnten Frauen das „Werk der Heiligen Katharina von Siena“ als „Rettungsheim“ für unterprivilegierte Frauen gründet. Die Pionierinnen des Katharina-Werks nehmen die Herausforderungen ihrer Zeit und Welt wahr und ernst. Und sie hören auf ihre innere Stimme, den Ruf zum aktiven Handeln, verbunden mit einer radikalen Hingabe an Christus und einem verbindlichen gemeinschaftlichen Leben. Als Patronin ihrer kleinen Gemeinschaft wählen sie, angeregt von einem Dominikanerpater, Katharina von Siena, jene mutige Frau, die bereits im Mittelalter Spiritualität, soziales Handeln und politisches Bewusstsein eng miteinander verbunden hat.

Mit dem Zuwachs an Mitgliedern weitete die Gemeinschaft ihr Engagement auf einen umfassenden sozial-caritativen Einsatz in der Schweizer Heimerziehung, Familien- und Pfarrefürsorge, Ausbildung und Beratung aus. Persönliche Zuwendung, das systemische Verstehen und Einbeziehen des gesellschaftlichen Kontextes und eine ganzheitliche Sicht des Menschen prägten die tägliche Arbeit der Katharina-Schwester im Umgang mit den ihnen anvertrauten Kindern und Jugendlichen. So errangen sie schweizweit große fachliche Anerkennung. Für ihr

gemeinschaftlich-religiöses Zusammenleben suchten sie lange nach der geeigneten kirchenrechtlichen Gestalt. Erst als 1947 in Rom die päpstliche Konstitution *Provida Mater* über die neue Form der Säkularinstitute erscheint, findet sich eine stimmige Struktur für die ganzheitliche kirchlich-religiöse Hingabe in Verbindung mit einem lebendigen Engagement inmitten der Welt. 1952 wurde das Katharina-Werk als katholisches Säkularinstitut approbiert.

Krise als Ruf zum Aufbruch

Die gesellschaftlichen Umbrüche der 60er und 70er Jahre des letzten Jahrhunderts erschütterten das Selbstverständnis der Gemeinschaft. Mit ihrem Engagement in der Heimerziehung stand sie in einem Schlüsselbereich politisch-sozialer Umwälzungen. Nach Jahrzehnten des Wachstums gab es plötzlich keine Neueintritte mehr. Immer häufiger regte sich die Frage, ob die tradierte Spiritualität überhaupt noch den Anforderungen der Zeit standhalten kann. Unübersehbar waren die Zeichen der Krise. Doch es brauchte einigen Mut, sich dieser Situation offen zu stellen, den nötigen Wandel, aber auch die Ungewissheit anzuerkennen, ob und wie es weitergehen würde. Wertvolle Impulse lieferte da das zweite Vatikanische Konzil und der von Papst Paul VI. speziell an die Säkularinstitute gerichtete Auftrag, „Versuchslaboratorium für das Verhältnis von Kirche und Welt“ zu sein. „Wartet nicht auf die Zeit, denn die Zeit wartet nicht auf euch“, mahnte Katharina von Siena. Dem tiefsten spirituellen Wesen treu bleiben, es neu zu fassen und neue Antworten auf die Zeichen der Zeit zu geben, das war nun die Aufgabe!

Die Anfangszeit der jungen Gemeinschaft war von einer großen Aufbruchenergie geprägt, von einem ungeheuren Durchhaltewillen, einer enormen Hingabebereitschaft, Armut und Ascese bis an die Grenzen des Ertragbaren auszuhalten um der jungen Frauen willen, die den Katharina-Frauen

anvertraut waren. Würden sie sich auf diese Begeisterung des Anfangs und das Hören auf die Zeichen der Zeit wieder beziehen und ein neues Feuer des Herzens entfalten können? Die Verantwortlichen spürten das Potenzial eines damals noch relativ jungen Mitgliedes, Pia Gyger, und beauftragten sie Ende der siebziger Jahre, die Spiritualität des Katharina-Werks zu erneuern. Inspiriert durch tiefe Christuserfahrungen und angeregt vom evolutiven Welt- und Gottesbild von Pierre Teilhard de Chardin entfaltete Pia Gyger die ursprüngliche „Herz-Jesu-Verehrung“ in die ‚Verehrung des universalen Christus als Herz und Mitte einer sich in Entwicklung befindenden Welt: Christus alles in allem – alles in Christus ist eins“. Aus der Spiritualität der stellvertretenden Sühne entwickelt sie den „Dienst an der Versöhnung für das Wachsen von Einheit und Liebe in der Welt“ (vgl. 2 Kor 5,17). Zum Aufbau des Leibes Christi brauchte es nach ihrer Überzeugung die Vielfalt der Gaben und die gegenseitige Ergänzung aller Lebensformen im achtsamen Umgang mit Macht- und Besitzstreben und mit der schöpferischen Kraft der Sexualität. Konsequenterweise legte sie dazu die evangelischen Räte als Übungswege der ganzheitlichen Hingabe für alle Menschen aus und empfahl, die Gemeinschaft für alle Lebensformen zu öffnen.

Im Generalkapitel 1977 wurde diese Öffnung entschieden und um weitere mutige Aspekte ergänzt:

„Ferner soll die Gemeinschaft sich öffnen für neue Gruppierungen wie kontemplative, missionarische, ökumenische und andere Gruppierungen, oder was immer sonst der Geist Gottes an neuen Formen des Apostolates in Zukunft zu erwecken gedenkt. Wir werden in Zukunft also alle Gruppierungen, die der Hl. Geist uns zuführt, aufnehmen, sofern sie bereit sind, ihren je eigenen Akzent in der Spiritualität des St. Katharina-Werkes zu verwirklichen.“

Neuer Wein in neuen Schläuchen

Die Zeit war reif! Frauen, Männer und Paare fühlten sich vom Katharina-Werk, der neu formulierten Spiritualität und einem verbindlichen Leben in Gemeinschaft stark angezogen. Unterstützt vom Basler Bischof konnten sie im „status ad experimentum“ aufgenommen werden, bis schließlich Ende der 80er-Jahre für das vielfältige neue Miteinander die Struktur von drei Kreisen entfaltet war: Innerer Kreis (als Weiterführung des Säkularinstituts), Ehepaarkreis und Äußerer Kreis.

Auch mich und meinen Mann hat die Weite der Spiritualität fasziniert und auf unserem Weg seit dem Eintritt 1988 tief zu unseren eigenen spirituellen Wurzeln geführt. Ich habe Sprache für meine Christusbeziehung gefunden, das Schweigen und das Gebet der Stille entdeckt. Ich habe Inspiration und Ermutigung zu immer neuen Aufbrüchen erfahren, mich in den Dienst nehmen zu lassen für die Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft und für die Welt. Immer wieder musste ich mich aber auch dafür öffnen, sicheres Terrain zu verlassen und das Wagnis einzugehen, mich führen zu lassen, wohin die Geistkraft Gottes mich trägt.

Zu den Gruppierungen die der Heilige Geist zu uns in die Gemeinschaft führte, gehörten Menschen aus verschiedenen christlichen Traditionen und auch aus anderen Religionen. Wir merkten: „Von einem bestimmten kritischen Punkt an kann ein Organismus nicht mehr wachsen, ohne sich zu wandeln“ (Pia Gyger). Angebunden an die vorangegangenen Generationen haben wir uns der Kraft des Aufbruchs und dem Nichtwissen anvertraut. Gleichwohl ist niemand planlos vorangestürzt. Das Miteinander in den verschiedenen Lebensformen, die wachsende Ökumene und der interreligiöse Dialog forderten uns ein hohes Maß an Sensibilität, Konfliktarbeit und Klärungsprozessen ab. Dafür brauchte es tragende Formen des gemeinschaftlichen spirituellen Hörens. Neben zivil- und kirchenrechtlichen Abklärungen organi-

sierten wir regelmäßige Einkehrzeiten. In einem gemeinsamen Prozess von Exerzitien im Alltag bereiteten wir schließlich den erneuten Aufbruch vor. 2004 gründeten wir einen zivilrechtlichen Verein als Dach für alle Bindungsformen mit dem weiter in der katholischen Kirche verankerten Säkularinstitut als dem Herzstück unserer Gemeinschaftsgeschichte. So bleiben wir weiter ein Versuchslaboratorium für das Verhältnis von Kirche und Welt, ein Ort zum Einüben des partnerschaftlichen Miteinanders von Frauen und Männern, Konfessionen und Religionen und einer gleichwertigen Beteiligung und Mitverantwortung aller in unseren Leitungsorganen, Institutionen und Projekten.

Berufung leben

Grundlage und Fundament unseres gemeinschaftlichen Lebens bilden vier Leitsätze in unserer Lebensordnung:

- *Die Verschiedenheit ist unser Reichtum*
- *Leben aus dem tiefsten Geheimnis der Einheit.*
- *Berufen zum Einsatz für Frieden und Versöhnung in der Welt.*
- *Weg nach innen – Weg nach Außen – Leben einer Spiritualität in Verbundenheit und Verantwortung*

Wenn wir Unterschiedlichkeit und unsere gegenseitige Ergänzungsbedürftigkeit zulassen, üben wir uns im Gebot der Liebe. Katharina v. Siena hörte Christus sprechen: „Es gibt viele Gaben und Lebensgnaden, sowohl geistlicher wie leiblicher Art. Letztere habe ich so unterschiedlich verteilt und nicht gesamthaft vergeben, damit ihr gezwungen seid, euch gegenseitig Liebe zu erweisen. Ich hätte sehr wohl den Menschen samt dem, was er für Leib und Seele braucht, erschaffen können, wollte aber, dass der eine auf den anderen angewiesen sei.“

In Treue zur je eigenen religiösen Tradition pflegen wir unsere Spiritualität im Alltag und binden uns ein in das tiefste Geheimnis unseres Daseins, das ewige göttliche Wort,

aus dem alles geworden und auf das hin alles geschaffen ist. Unser Beitrag zum Frieden beginnt in den Kleinigkeiten des Alltags, in der Bereitschaft, Konflikte ernst zu nehmen und gewaltfrei auszutragen und hier wie auf der weltumspannenden Ebene mit spiritueller Achtsamkeit dem Ruf des Herzens zu folgen. Deshalb gehören der Weg nach Innen und der Weg nach Außen unauflöslich zusammen.

Ziel spiritueller Entwicklung ist, immer mehr der/die zu werden, der/die Gott in uns angelegt hat und sich dabei als ein unverzichtbares Glied am Leib Christi zu erfahren. Jedes Mitglied ist immer wieder neu herausgefordert, seine persönliche Berufung mit der Berufung der Gemeinschaft in Verbindung zu bringen und sie gleichzeitig in seinem Alltags-Leben in Beruf, Familie, Gemeinde zu prüfen und zu bewähren. Individuelle Bedürfnisse und berechnete Eigeninteressen geraten dabei häufig in Spannung zu dem, was das Umfeld und die Gemeinschaft brauchen. „Gehorsam“ meint als spiritueller Weg im heutigen Verständnis aber nicht, uns selbst bedingungslos hintan zu stellen. Erst im achtsamen Hören nach innen können wir erspüren, ob und wie die Entfaltung unseres Wesens mit den Anforderungen von außen zur Balance kommt und unsere Sehnsucht nach Verbindung in einer gelebten Verbindlichkeit Ausdruck finden kann.

Entfaltung als Dienst an der Zukunft

„Der Aufbau überlebensfähiger Zukunftsgemeinschaften hängt immer zusammen mit der Selbstentwicklung der daran beteiligten Individuen. Eine tiefgehende Individuation führt jeden Menschen (und jede Gemeinschaft) irgendwann dazu, sich nicht mehr privat zu sehen, sondern als organisches Element der Menschengemeinschaft. Denn in der Individuation erfährt der Mensch nicht nur das, was ihn von anderen trennt, sondern auch das, was ihn auf einer viel tieferen Ebene mit ihnen verbindet. Als

Individuum findet er seine universelle Dimension, als Einzelmensch seinen Zusammenhang im All-Gemeinen" (Hildegard Schmittfull, ktw, 2008).

Der Ausdruck einer Gemeinschafts-Berufung wird sich immer wieder wandeln müssen, wenn es darum gehen soll, auf die Not der Zeit hörend zu antworten. Als Einzelne sind wir somit herausgefordert, je neu in Resonanz zu treten – mit der eigenen Berufung und mit anderen Gemeinschaften, mit der Welt, mit dem Anruf Gottes, wo immer er uns entgegenkommt. Die Gründerinnen fanden vor knapp 100 Jahren im Geist der Herz-Jesu-Verehrung und einer stellvertretenden Sühne Antwort auf die Not der benachteiligten jungen Mädchen und Frauen ihrer Zeit. Achtzig Jahre später entstand mit dem Ausbruch des Balkankrieges aus dem Ruf zum Dienst an der Versöhnung neben vielen anderen Projekten die internationale Peace-Camp-Arbeit mit jungen Menschen in unserem Bildungshaus Fernblick bei St. Gallen.

Heute sehen wir uns angesichts unserer begrenzter werdenden Ressourcen herausgefordert, uns noch stärker als bisher zu vernetzen. Wir erfahren uns dabei einmal mehr als Teil eines größeren Ganzen und entdecken unsere Einzigartigkeit und Verwiesenheit. Es braucht viel Offenheit, Mut und die Bereitschaft, sich vorbehaltlos vom Geist Gottes führen zu lassen, um auf neue KooperationspartnerInnen zuzugehen und sich so einzulassen, damit wirklich Neues entsteht. So hat beispielsweise in Zusammenarbeit mit der Sinn-Stiftung in Schlehendorf/Allgäu im letzten Jahr Pro(ject) Peace, ein freiwilliges Friedensjahr für junge Leute im Alter von 18-25 Jahren begonnen und wird im September 2012 seinen zweiten Durchlauf starten.

Zur Wandlung berufen

„Setzen wir vorbehaltlos auf Möglichkeiten, die wir noch nicht kennen – und doch

um sie wissen, weil wir in unserer Tiefe spüren, dass wir schon gewandelt sind, längst schon hinein genommen in ungeahnte neue Entwicklungen? Und haben wir die Bereitschaft, das, was dann daraus erwächst, auch anzunehmen?“ Mit diesen Worten eröffnete die Leiterin des Katharina-Werks, Sibylle Ratsch, die Exerzitientage im Herbst 2011 zum Thema „Leben aus der Auferstehung“. Das Bleibende ist der Wandel, war 1977 das Motto der Gemeinschaftsleiterin Alma Mayer. Die Geschichte des Katharina-Werks ist geprägt von Aufbau, Ausbau, Umwandlungen, Abschieden und Neuanfängen. Wir fühlen uns je neu herausgefordert, wesentlich zu werden – als Einzelne und als Gemeinschaft. Was macht uns aus? Was muss ich, müssen wir, oft auch unter Schmerzen, loslassen? Haben wir Vertrauen in den Sinn der unausweichlichen Veränderung? Bleibt uns darin ein roter Faden bewahrt? Wenn ja, welcher und wie nehmen wir darauf Einfluss?

„Wir brauchen ein hörendes Herz, einen offenen und klaren Blick und Ziele, die uns in unseren Potenzialen stärken und beflügeln. Entscheidend ist, aus welcher Quelle wir leben ... Wie viel Vertrauen habe ich, haben wir? Egal in welcher Tradition wir groß geworden sind, egal was uns als Einzelne heute prägt und nährt, wir schöpfen aus einer gemeinsamen Quelle. Aus ihr entspringt unser inneres Drängen, das in unserer katharinischen Spiritualität, im Dienst an der Versöhnung Gestalt annehmen will. Wir sehnen uns nach dem Wachstum von Einheit und Liebe in der Welt. Wir hoffen und bauen darauf, dass unser Dasein Sinn macht und unser Leben Kraft gewinnt“ (s. Ratsch).

Die Leitungsnachfolgerin von Frieda Albiez, Marie-Elisabeth Feigenwinter, trug eine tiefe Sehnsucht in sich: dass die Gemeinschaft des Katharina-Werks eine Beheimatung sein möge für die Vielfalt von Lebensformen, für das Zusammenleben von Männern und Frauen im Geist Gottes. Diese Sehnsucht gilt nicht nur für uns als Gemeinschaft, sondern

rührt an die im Menschen grundgelegte Sehnsucht nach Achtung und Wertschätzung, respektvollem und friedlichem Zusammenleben.

Bleiben wir der Spur der Sehnsucht treu, die Christus in unser Herz gelegt hat? Geschieht Wandlung durch uns hindurch, damit sich das „Antlitz der Erde“ erneuert? Der Berufungsweg unserer Gemeinschaft hat uns in das Spannungsfeld von Ökumene und interreligiösem Dialog geführt, mitten hinein in eine der zentralen Herausforderung unserer Zeit. Nationen, Kulturen und Religionen rücken einander näher – unaufhaltsam. Wir sind uns in unserer Verschiedenheit aufzugeben und herausgefordert, die Zukunft unseres Planeten gemeinsam zu sichern. Gott hat uns diese Erde gemeinsam anvertraut. Auf ihr leben wir nun, als einzelne Menschen und als Gemeinschaften, mit unseren verschiedenen Kulturen, wir leben aber nicht, wie der Ethnologe Christoph Antweiler betont, „in verschiedenen Welten, sondern verschieden in einer Welt“.

*Immer ist alles dem Wandel
und Wechsel verschrieben.*

Vergehen

Muss geschehn

Es trägt durch die Furt

In die neue Geburt ...

Dein Leben, dein Leben

O Gloria Gott!

(Silja Walter)

Nikolaus Timpe

Das Geheimnis des Gottesnamens

Wie Psalmen nachdenklich machen können

Der Gottesname des Ersten Testaments ist im Original als „JHWH“ ausgeschrieben, wird aber, wie bekannt, üblicherweise als „Adonai“ gelesen. In den Übersetzungen heißt er meist „Herr“, in evangelischen Übersetzungen wird er (wohl Martin Luther folgend) als „HERR“ gedruckt. Das ist schade, denn Jahwe hat ja eine Bedeutung. In einzelnen Übersetzungen steht „Jahwe“ oder auch „Jehova“. Im „Stundengebet“ ist er meist als „Herr“ wiedergegeben. Nur wenn im Zusammenhang gerade auf diesen Namen verwiesen werden soll, steht „Jahwe“: „Ich, Jahwe, das ist mein Name“ (Jes 42,8)¹.

Die jüdische Tradition hat nach einigen Schwankungen sich so eingependelt, dass in der Bibel „JHWH“ geschrieben, aber „Adonai“ gelesen wird, und das auch beim persönlichen (lauten) Lesen. Es gab eine Zeit, in der gerade das Gegenteil galt: „Ja, der Gottesname Jhvh wurde sogar bei dem täglichen Gottesdienst von den Priestern buchstäblich (...) nämlich im Priestersegen ausgesprochen und das war einer der Vorzüge des Tempels vor den Provinzialsynagogen.“²

Alfons Deißler berichtet: „Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. wurde der Name allerdings aus Scheu vor Verletzung des 2. Gebotes nicht mehr ausgesprochen. Kohelet und Esther verwenden ihn nicht mehr, und im 2. Psalmenbuch (Ps 42–83) hat man ihn nachträglich durch `elohim` ersetzt.“³

Papst Benedikt XVI. hat auf die Bitte des Oberrabbiners von Rom im Jahr 2008 zuge-

stimmt, dass im liturgischen Gebrauch der katholischen Kirche mit Rücksicht auf die Juden ebenfalls auf die Nennung des Namens „Jahwe“ verzichtet werden soll.⁴

Nun ist die Situation eines Mitteleuropäers gegenüber der Heiligen Schrift anders als die eines Juden, zumal eines in der Hl. Schrift bewanderten, des Hebräischen kundigen Juden. Der Jude wird leichter an die Bedeutung des Gottesnamens erinnert, wenn er das Tetragramm JHWH liest. Jemand anderer hat bestenfalls die Übersetzung, die ihm „Jahwe“ schreibt, meist aber einfach „Herr“. Er wird also längst vergessen haben, was der Name bedeutet: „Ich bin“, „Ich bin da“, „ich werde da sein“ oder gar wie Zenger übersetzt: „Er hat sich so sehr als wirksam erwiesen, dass kein Zweifel besteht, dass er sich auch weiterhin als wirksam erweisen wird“⁵.

Zur Abhilfe gegen die Vergesslichkeit ein Vorschlag: Es sollte in den Übersetzungen des ersten und des Neuen Testaments durchgängig „Jahwe“ gesetzt werden. In den liturgischen Texten, also im „Stundengebet“, sollte z. B. in den Psalmen jeweils beim ersten Mal, wenn der Gottesname im Hebräischen steht, im Deutschen „(Jahwe) der HERR“ stehen, bei den weiteren Stellen nur „der HERR“. Zusätzlich sollte jeweils am Anfang jedes Buches der Hl. Schrift eine Anmerkung gemacht werden, in der „Jahwe“ übersetzt wird. Bei den Psalmen wäre es gut, am Anfang jedes der fünf Psalmenbücher diese Anmerkung einzufügen. Im Folgenden wird an einigen Beispielen ausgeführt, wie m. E. in einer Reihe von Psalmen die Nennung des Gottesnamens und die Erwähnung des „Namens“ korrespondieren.

Beim Beten der Psalmen fällt einem Folgendes auf: Es gibt einige Psalmen, in denen mehrmals „JHWH“ steht, und dann nimmt der Verfasser darauf Bezug mit dem Wort „HSCHM“ (der Name). Das kommt m. E. nicht von ungefähr. Der jüdische Beter hat eben noch die Bedeutung des Gottesnamens im Bewusstsein. Wichtiger noch ist der

inhaltliche Bezug auf die Bedeutung. Im Text ist dann vom machtvollen Wirken Gottes die Rede, von seiner Nähe, von seiner Sorge und Güte. Als Beispiel sei Psalm 9 angeführt. Da wird JHWH gleich im zweiten Vers angesprochen: „Ich will dir danken, HERR, aus ganzem Herzen, verkünden will ich all deine Wunder.“ Er hat die Feinde des Beters gestürzt. Zweimal folgt eine Aussage über JHWH – er thront für ewig, er wird für den Bedrückten zur Burg. Dann kommt wieder eine Anrede, und zwar so: „Darum vertraut dir, wer deinen Namen kennt; denn du, HERR, verlässt keinen, der dich sucht“ (V. 11; Hamp/Stenzel: „du lässt nicht im Stich, die dich suchen“). Hier ist deutlich zu spüren, wie der Beter die Bedeutung des Gottesnamens im Bewusstsein hat. Gott ist eben der, der Vertrauen verdient, weil er bei dem bleibt, der ihn sucht. Es folgt eine Einladung an alle, dem Herrn zu singen. Dann wendet sich der Beter wieder direkt an Gott: „HERR, sieh doch, wie sie mich hassen!“ Und wieder einige Verse weiter eine Aussage über Gott, um mit zwei Anreden zu schließen: „Erheb' dich, HERR, damit nicht der Mensch triumphiert ...“ (V. 20) und: „Wirf Schrecken auf sie, o HERR“ (V. 21)!

Psalm 7: Hier wechseln die Bezeichnungen. „HERR, mein Gott“ (V. 2, 4). „Du mein Gott“ (V. 7), „gerechter Gott“ (V. 10). Dann in der Rede über Gott: V. 11 und 12. Dann folgt ein Exkurs über die Gerechtigkeit Gottes, der in unsere Geschichte eingreift und den Frevler bestraft: „Er stürzt in die Grube, die er selber gemacht hat“ (V. 16).

Darum heißt es am Schluss: „Ich will dem HERRn danken, denn er ist gerecht; dem Namen⁶ des HERRn, des Höchsten, will ich singen und spielen.“

Im Psalm 31 ist eine besonders markante Ausdrucksweise gewählt: „Um deines Namens willen führe und leite mich, entziehe dem Netz mich ...“ (VV. 4 und 5). Es ist also auf die Aussagekraft des Namens angespielt. Darum ist diese Stelle umgeben von Anreden JHWHs (vorher V. 2, nachher die

Verse 6, 10, 15, 18) und Aussagen über JHWH: (V. 7, 22, 2 x in V. 24).

Psalm 33: JHWH erscheint in Vers 1, 2, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 18, 20. Vers 20 spricht die Hoffnung auf den HERRn aus, „er ist für uns Schild und Hilfe“. Dann folgt in Vers 21 das ausgesprochene „wir vertrauen auf seinen heiligen Namen“. Und im letzten Vers wird noch einmal die Huld des HERRn für die Beter erlebt. Es liegt nahe, dass sie sich der Bedeutung des Namens JHWH bewusst sind.

Ganz ähnliche Beobachtungen kann man in anderen Psalmen machen. Als Beispiele mögen die Psalmen 34, 86, 97, 99, 100, 135 und 143 gelten.

Uns scheint hiermit hinreichend begründet: Für den des Hebräischen kundigen Bibelleser konnte beim Lesen des Tetragramms durchaus seine Bedeutung ins Bewusstsein kommen. Das wurde unterstützt durch den Zusammenhang des Textes. Da ist von der Güte JHWHs (Ps 86,13; 135,3), seiner hilfreichen Kraft (Ps 100,3), seinem Retten in Not (Ps 34,7; 54,3), von seinem Hören (Ps 143,1), von seinem Recht-Schaffen (Ps 135,14), von seiner Treue im erlösenden Handeln (Ps 34,33), von Erbarmen in Drangsal (Ps 143,12), von seinem Schutz für die Harenden die Rede, und dass sein Wort auf Wahrheit beruht (Ps 33,4). All diese Handlungsweisen JHWHs sind in seinem Namen zusammengefasst. Sie interpretieren den Namen vorzüglich. Der Name ist keine Chiffre, der keine Bedeutung entspricht. Die Antwort der Beter ist Liebe (Ps 31,24), Lobpreis (Ps 31, 22), Vertrauen (Ps 33,21), Lebensmut (Ps 143,11), Hass gegen das Böse (Ps 97,10) und Freude (Ps 97,12), Dank (Ps 7,18), Ehrfurcht vor JHWHs Heiligkeit (Ps 99,5,9).

Was folgt daraus? Es ist schade, wenn das Wissen um die Bedeutung des Gottesnamens abnimmt. Dem wäre auf zweifache Weise entgegen zu wirken: Es sollte in allen Übersetzungen der Heiligen Schrift, die gewöhnlich nicht in der Liturgie verwendet werden, durchaus „Jahwe“ für das hebräische JHWH

stehen. Zudem könnte in einer der ersten Anmerkungen jedes Buches der Bibel darauf hingewiesen werden, dass dieser Name die Bedeutung hat: „Ich bin“, oder „ich bin da“. Wem es gefällt, der könnte auch schreiben: „Ich werde da sein“ oder: „Er hat sich so sehr als wirksam erwiesen, dass kein Zweifel besteht, dass er sich auch weiterhin als wirksam erweisen wird“.

In den liturgischen Texten (und im Stundengebet) wäre es wünschenswert, dass die Übersetzung „Herr“ wieder in der Form „HERR“ (mit etwas größerem Anfangsbuchstaben) wiedergegeben wird.⁷ Dann wird man jeweils aufmerksam gemacht, dass es hier um den Gottesnamen geht, um die Übersetzung von „JHWH“.

Im Stundengebet, das ja auch für den liturgischen Gebrauch dient, sollte bei jedem Psalm das erste Mal, wenn im Hebräischen JHWH steht, im Deutschen „(Jahwe) der HERR“ resp. die korrekte grammatikalische Form stehen. Ebenso sollte bei den Lesungen, vor allem aus dem Ersten Testament, bei der ersten Verwendung des Gottesnamens ebenfalls diese Form angewandt werden.

Außerdem müsste an einigen Abschnitten z. B. des Messbuches (mindestens im Vorwort) darauf verwiesen werden, dass in bestimmten Fällen das hebräische JHWH mit dem deutschen „HERR“ wiedergegeben wird, und auf dessen Bedeutung. Hier wäre noch einige Forschungsarbeit nötig, um solche Stellen zu identifizieren, zumal ja im Messbuch keine Lesungen verzeichnet sind.

So könnte dem Beter und Hörer, der nicht des Hebräischen kundig ist, ein gewisses Verständnis des hochheiligen Namens nahe gebracht werden.

Anmerkungen:

¹ auch Ex 5,1.2.3; Num 14,18; Micha 5,3a; Amos 9,6. Hamp/Stenzel haben fast immer „Herr“, nur Ex 6,3

steht „Jahwe“, und bei der Namensoffenbarung ist der Name übersetzt: „Ich bin, der ich bin“; und der Auftrag lautet: „Der ‚Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt ...“ (Ex 3,14).

- ² B. Jacob, Im Namen Gottes. Berlin 1903, S. 173. Er bezieht sich in Anm. 3 auf Mischna Tamid 7,2 und Sota 7,6.
- ³ A. Deißler, Gottes Selbstoffenbarung im Alten Testament. In: Mysterium Salutis. Einsiedeln – Köln, 1967, 226–271, hier: 245.
- ⁴ Congregation for Divine Worship and the Discipline of the Sacraments, vom 29.6.2008.
- ⁵ E. Zenger, Die Mitte der alttestamentlichen Glaubensgeschichte, in: Katechetische Blätter /101 (1976), 3–16, hier S. 6f.
- ⁶ Unterstreichung vom Verfasser.
- ⁷ Prof. E. Zenger war, einer persönlichen Mitteilung zufolge, auch dieser Ansicht.

Literaturdienst

Liborius Olaf Lumma: Crashkurs Liturgie. Eine kurze Einführung in den katholischen Gottesdienst, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2010. 180 S.

Was der Untertitel und Verlagstext versprechen, löst der Autor im Buch ein: fundiertes und leicht lesbares Grundwissen über den katholischen Gottesdienst. Im Vorwort macht der Autor – seinerseits Liturgiewissenschaftler – transparent, dass die Ausführungen auf eine Hochschulvorlesung zurückgehen, allerdings handelt es sich tatsächlich um eine Einführung in die Liturgie, nicht in die Liturgiewissenschaft. So bekommt der Leser mit den Ausführungen in erster Linie eine gute Einführung in den Gottesdienst selbst zur Lektüre.

Diese Einführung bietet in Kap. 1 eine Begriffsbestimmung der Liturgie, die von der Antike und der Bibel ausgeht und die Geschichte bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil berücksichtigt. Dabei wird „Liturgie“ von den sog. „Übungen“ der Volksfrömmigkeit abgesetzt. Ebenfalls stark geschichtlich orientiert ist das Kap. 2 über die Riten bzw. Liturgiefamilien, wie sie sich in der Ost- und Westkirche entwickelt haben.

Die folgenden drei Kapitel wenden sich der wichtigsten und sicherlich auch bekanntesten Gottesdienstform zu, nämlich der Eucharistiefeier. Kap. 3 gibt zunächst eine Übersicht über den Ablauf der Eucharistiefeier und ergänzt Tabellen zur Messfeier in der ordentlichen und außerordentlichen Form sowie für den kongolesischen und byzantinischen Ritus; das ist für einen Crashkurs schon sehr detailliert. Kap. 4 thematisiert die zentralen Gebetsakte der Eucharistiefeier und stößt damit zum liturgiethologischen Kern katholischen Gottesdienstes vor: Zunächst geht es um Orationen einschließlich deren Grundelemente und deren Aufbau, dann um das eucharistische Hochgebet, näherhin nach einem Überblick um die theologische Bedeutung dessen Aufbaus und seiner Einzelemente. Hier eröffnet sich ein Verständnis für die Theologie des liturgischen Betens generell, das sich in der Grundstruktur von Anamnese und Epiklese vollzieht. Speziell hinsichtlich der Eucharistiefeier wird die Frage der Wandlung im Hochgebet verständlich und differenziert erklärt, indem das epikletische Bitten in ein Verhältnis zum anamnetischen Gedenken gesetzt wird. Kap. 5 fasst theologisch differenziert und verständlich die Erklärung des Wortgottesdienstes der Eucharistiefeier und die theologische Deutung dieser als ganzer unter den Stichworten zusammen: Gedächtnis – Mahl – Opfer – Lob/Dank/Anbetung.

Bevor Verf. auf weitere Gottesdienstformen eingeht, erläutert er zunächst einige Grunddimensionen des Gottesdienstes, so zunächst in Kap. 6 die liturgischen Ämter des Klerus und die liturgischen Dienste der Laien; letztere hätten noch in ihrer Berechtigung theologisch näher begründet werden können. Kap. 7 erklärt den Kirchenraum in seinem geschichtlichen Werden, erläutert die Bedeutung der einzelnen liturgischen Orte und geht auf die Frage der Gebetsrichtung ein. Es schließen sich allgemeine Informationen über die theologische Bedeutung liturgischer Gewänder an, die im Folgenden nach Funktion und Trägern im Einzelnen differenziert und illustriert werden.

Die folgenden drei Kapitel thematisieren das Feiern im Rhythmus der Zeit, zunächst in zwei Kapiteln zur Tagzeitenliturgie (Kap. 8 allgemein, Kap. 9 exemplarisch v.a. zur Vesper) und dann in einem Kapitel zum liturgischen Kalender (Kap. 10). Die Tabellen zur Tagzeitenliturgie sind übersichtlich. Liturgiepastoral ist besonders das durchgängige Plädoyer für eine Wiederentdeckung der Tagzeitenliturgie in den Gemeinden zu begrüßen; es wäre noch überzeugender, wenn es sich auf den österlichen Charakter des schon angebrochenen Reiches Gottes des Kathedraloffiziums beziehen würde – vielleicht auch in Absetzung vom Gebot zur ständigen Wachsamkeit und zum Gebet ohne Unterlass, dem sich das monastische Psalmengebet primär verpflichtet weiß. Diese österliche Mitte des liturgischen Jahres, das eben nicht historische Ereignisse nachspielt, kommt in Kap. 10 deutlich zur Sprache, wenn das Kirchenjahr ausgehend von den beiden Festkreisen vorgestellt wird. Allerdings würde die weiterführende Frage lauten: Wie kann man jährlich etwas feiern, was sich längst zugetragen hat?

Die folgenden beiden Kapitel kommen nun auf die übrigen Gottesdienstformen zu sprechen: Kap. 11 stellt – nach kurzen allgemeinen Aussagen zur Sakramententheologie – die einzelnen Sakramente knapp vor. Die anamnetisch-epikletische Grundstruktur der zentralen Gebetstexte kommt hierbei leider nicht mehr vergleichbar zum vierten Kapitel zur Sprache. Kap. 12 stellt die übrigen Gottesdienstformen vor: Segnungen, Begräbnis, Wortgottesfeier, ökumenische Gottesdienste und verschiedene Gebets- und Andachtsformen der Volksfrömmigkeit.

Das abschließende Kap. 13 resümiert Grundelemente der Liturgie: Liturgie als gott-menschlicher Dialog und Ausdrucksformen der Liturgie. Erwähnt werden auch Eckpunkte einer Theologie der Liturgie, wie sie die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* beinhaltet: Liturgie als Vollzug des Priesteramtes Christi, als Werk Christi, als Heiligung des Menschen, als öffentlicher Kult, als Vollzug der Erlösung, als Quelle und Höhepunkt des Tuns der Kirche. Doch bleibt am Ende des Crashkurses kein Platz mehr, um diese Aspekte zu entfalten. Auch die liturgietheologische Erschließung des katholischen Gottesdienstes als Feier

des Paschamysteriums im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils ist nicht mehr möglich.

Zurecht kann man einwenden, solche Fragen aufzugreifen, sei nicht mehr die Aufgabe eines Crashkurses Liturgie, sondern einer Einführung in die Liturgiewissenschaft. Doch wer eine Einführung in den katholischen Gottesdienst sucht, ist mit dem Buch von Liborius O. Lumma, das genau das sein will, sehr gut beraten.

Alexander Saberschinsky

Franz Gmainer-Pranzl (Hrsg.): Alleine leben – mit anderen sein. Ein christlicher Lebensentwurf. Echter-Verlag, Würzburg 2011, 143 S., 14,95 €.

Der Herausgeber, Theologie-Professor in Salzburg, hat sich zusammen mit einer Theologie-Professorin und zwei Jesuiten mit einem Phänomen auseinandergesetzt, das insbesondere in den westlichen Gesellschaften, zumal in den Großstädten zu finden ist: dass mehr und mehr Menschen als „Singles“ leben. Unter ihnen sind viele Christen, die sich früher oder später und aus verschiedenen Gründen dazu entschieden haben, allein zu leben. Bisher hat man in der Kirche und ihrer Seelsorge kaum darauf reagiert. Das Alleinleben gilt weithin immer noch als eine defizitäre Lebensform: nicht verheiratet, nicht dem Priester- oder Ordensstand zugehörig. Im Vorwort des Buches schreiben die Autorin und die Autoren, dass sie für diese Weise christlicher Existenz die Bezeichnung „Gefährtschaft“ gefunden haben als eine eigenständige Lebensform und Berufung neben den beiden anderen: Partnerschaft (Leben in der Ehe) und Gemeinschaft (Leben im Orden).

Im ersten Beitrag untersucht P. Zollner SJ in „einer (zu) kurzen Geschichte der Moderne“, welche Faktoren zu der radikalen Veränderung unserer Gesellschaft geführt haben und damit auch Ursache für das Wachsen des selbst gewählten Singlelebens in den westlichen Informationsgesellschaften sind. Diesem Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit muss sich die Kirche zuwenden, wenn sie ihren Verkündigungsauftrag ernst nehmen will.

In dem zweiten ausführlichen Beitrag entwickelt Prof. Gmainer-Pranzl die Skizze einer „Theologie christlicher Lebensformen“. Er knüpft an bei der Diskussion über den „Pflichtzölibat“, da ja die zölibatär lebenden Amtsträger keinen eigenen Lebensstand bilden, sondern der Lebensform der „Gefährtschaft“ zuzurechnen sind und sich dafür auch formen und bilden (lassen) müssen. Alle Lebensformen, die aus dem Glauben heraus gewählt werden, müssen sich ja fragen lassen, ob und inwiefern sie „Zeichen für das Reich Gottes“ sein können. Eingehend versucht der Verf., wie das bei der Lebensform der Gefährtschaft

aussehen kann. Sie ist ja die am wenigsten gesicherte Lebensform, ist „Wagnis ins Ungeborgene“. Ihr Prinzip könnte heißen: „partizipative Weggemeinschaft“, d. h. entschieden aus dem Glauben solidarisch und verbunden mit den Menschen unterwegs sein.

Der dritte Abschnitt (von Prof. Margit Eckholt, Osnabrück) ist überschrieben: Christsein in der Stadt. Gelebtes Christsein – allein. Sie zeigt vor allem auf, dass Christen, die eine bewusste Entscheidung zum Alleinsein getroffen haben, „die Sprache der Einsamkeit“ erlernen müssen, damit das Alleinsein nicht zur Vereinsamung führt, sondern zu einer schöpferischen Einsamkeit, die Raum gibt für das Sprechen mit Gott, für eine tiefe Christusbeziehung und vielfältige Verbundenheit mit der Welt – auch mit ihrer Not.

Auf den letzten Seiten gibt P. Kiechle SJ wichtige Impulse aus der Praxis geistlicher Begleitung Alleinlebender. Er spricht sehr praktische Dinge an, die beachtet werden wollen, damit ein solches Leben in der Spannung zwischen ganz persönlicher Verantwortung vor Gott und der unverzichtbaren Vernetzung mit Menschen gelingen kann: die Sorge um das persönliche Wohlergehen, um Freundschaft, geistliche Begleitung, Gebetsleben, Pflege geistlicher Werte, das rechte Maß der Arbeitsbelastung, um den Einsatz für andere, ohne dem Helfersyndrom zu verfallen.

Wir begegnen ja ständig allein lebenden Menschen in unseren Gemeinden. Es ist m. E. eine wichtige Aufgabe der Seelsorge, solche Christen mit den Gedanken, die in diesem Buch entwickelt wurden, bekannt zu machen und sie zu ermutigen, ihr Alleinleben in der Lebensform der Gefährtschaft bewusst aus dem Glauben heraus zu gestalten. Es ist interessant, dass bei den evangelischen Christen diese Aufgabe bereits in Angriff genommen worden ist. Es gibt seit einiger Zeit eine Bundesreferentin für die Initiative EmwAg: Es muss was Anderes geben. Lebensperspektiven für Singles. Aufbruch zur Gemeinschaft.

Norbert Friebe

**Michael Lukas: Josef Homeyer (1929–2010).
Priester – Bischof – Europäer, Verlag Schnell +
Steiner, Regensburg 2012 256 S., 24,95 Euro.**

Selbst Bischof Dr. Josef Homeyer, geboren am 1. August 1929, verstorben am 30. März 2010, hat Bücher geschrieben wie „Aufbruch zu neuer Gemeinschaft“ (1991) und „Auf zu neuer Innerlichkeit“ (1995). Mit bunten Federn schmückten sich andere in der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag „Auf neue Art Kirche sein“ (1999). Nun würdigt der Leiter der Bischöflichen Pressestelle, Dr. Michael Lukas, den

Bischof mit dem Buch „Josef Homeyer (1929 – 2010),
Priester – Bischof – Europäer“. Es ist ein ohne Wenn
und Aber geschriebener „Lebenslauf“. Gut geschrie-
ben: handfest und faktenreich und anschaulich und
bisweilen polemisch, ohne in billigen Populismus zu
verfallen.

Vom Geburtsort im westfälischen Harsewinkel im
Landkreis Gütersloh bis zur Grablege am 10. April 2010
in St. Godehard in Hildesheim spannen sich die Ereig-
nisse und Begegnungen eines tatkräftigen Menschen.
Als 69. Bischof von Hildesheim gestaltete Homeyer
deutsche und europäische Kirchengeschichte. Tem-
peramentvoll und stets mit neuen Ideen nahm der
Verstorbene in seiner Zeit als Priester und Bischof von
Hildesheim regen Anteil an den politischen und kirch-
lichen Entwicklungen in seinem Bistum, in Deutsch-
land, Europa und Übersee. Das Domkapitel in
Hildesheim wählte den Doktor der Philosophie 1983
zum Bischof. Er wirkte vorher im Bistum Münster als
Seelsorger und als Sekretär der Deutschen Bischofs-
konferenz in Bonn. Der Tatendrang des hochaufge-
schossenen Mannes mit dem vollen, weißen Haar
beschränkte sich nicht nur auf das der Fläche nach
eines der größten Bistümer. Er suchte die Partner-
schaft mit der Kirche von Bolivien, gründete das
„Forschungsinstitut für Philosophie“ in Hannover, und
begrüßte die Gründung des Klosters der Benediktine-
rinnen in Hildesheim-Marienrode. Das Zusammensein
mit Jugendlichen im In- und Ausland stärkten sein
Ansehen auch in der jüngeren Generation. In Politik
und Wirtschaft bekannt wurde Homeyer vor allem als
Vorsitzender der Kommission für gesellschaftliche und
soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz und
Vorsitzender der Europäischen Bischofskonferenz mit
dem Sitz in St. Gallen. Vor allem ist aber der Dialog
mit der evangelischen Kirche durch das Wirtschafts-
und Sozialwort beider Kirchen „Für eine Zukunft in
Solidarität und Gerechtigkeit“ (1997) zu nennen.

Mit dem lesenswerten, liebenswürdigen und reichen,
wegweisenden Buch verbinden sich auch persönliche
Erinnerungen. Bischof Dr. Homeyer beantwortete alle
an ihn persönlich gerichteten Schreiben, auch hand-
schriftlich. Mit dem Rezensenten stand er in Fragen
der sozialen Sicherheit in Deutschland im Briefwech-
sel, und dankte 2005 im Schlusssatz für „gute Wün-
sche bei meinem Bemühen, endlich wieder die Vor-
züge des Fahrrades genießen zu können“ Ich hatte
ihn 76jährig beim Radfahren in der Gartenkolonie am
Hohnsen beobachtet. Das Buch hat 256 Seiten; der
Inhalt wird mit 613 Anmerkungen und mit 70 ein-
und mehrfarbigen Bildern bereichert. Ergänzt wird
alles mit „ausgewählten Ansprachen und Predigten“
des Bischofs. Es ist zum Teil eine Ideengeschichte der
katholischen Soziallehre, Essay zur Sozialphilosophie –
und eine Blaupause für einen christlich-sozialen
Ordnungsrahmen des Sozialen und der Wirtschaft im
21. Jahrhundert.

Manfred Glombik

Unter uns

Auf ein Wort

„Das Wort Gottes trägt man nicht in einem Köfferchen bis zum Ende der Welt: Man trägt es in sich, man nimmt es in sich mit auf den Weg. Man stellt es nicht in eine innere Ecke, in einen Winkel des Gedächtnisses, um es wegzustellen wie in das Fach eines Schrankes. Man lässt es bis auf den Grund seiner selbst sinken (bis in unser Innerstes), bis zu dem Dreh- und Angelpunkt, in dem sich unser ganzes Selbst dreht“.

Madeleine Delbrêl

*aus: Wir Nachbarn der Kommunisten,
Einsiedeln 1975, 56f.*

Oase und Wüste

Zu einem Oasentag lädt der Kölner Erzbischof alljährlich die Priester und Diakone für Montag in der Karwoche nach Köln ein. Der Anfang ist um 15 Uhr in der Minoritenkirche. Im Dom wird um 16.30 Uhr die Chrisammesse gefeiert.

In diesem Priesterjahr war die Herzreliquie des hl. Pfarrers von Ars nach Köln gekommen und erst in der Minoritenkirche und anschließend im Dom zur Verehrung ausgestellt.

Der Pastor war zu Minoritenkirche schon frühzeitig gekommen, weil schon ab 13:30 Uhr Beichtgelegenheit angeboten wurde. Nach dem Vortrag und der Sakramentsandacht ging der Pastor aber nicht zum Dom, weil er schon um 11 Uhr für einen großen Schwesternkonvent mit etwa 40 Schwestern die hl. Messe gefeiert hatte. Er wollte die neuen Konvente an der Kirche Groß-St.-Martin besuchen, über die die Kirchenzeitung kurz zuvor interessant berichtet hatte. Die Kirche Groß-St.-Martin war leider an diesem Tag verschlossen. Ein Informationshinweis bat um Verständnis,

weil die Mönchsgemeinschaften Wüstentag hatten.

Oase und Wüste räumlich und zeitlich dicht beieinander: Die Kirche in Köln ist gut katholisch.

Anonymus

Hast du Töne

Kantor Friebe, der Leiter des Kirchenchores, berichtet am Stammtisch: „Meine Tochter ist jetzt im Stimmwechsel!“

Seine Freunde erwidern lachend: „Du willst uns wohl auf den Arm nehmen, bei Mädchen gibt es doch gar keinen Stimmbruch!“

Darauf der Kantor: „Doch, bei meiner Tochter schon. Sie hat dem Tenor den Laufpass gegeben und geht jetzt mit einem Bariton.“

(aus: Das Hausbuch des christlichen Humors. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2009. ISBN 978-3-7462-2592-0)

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E